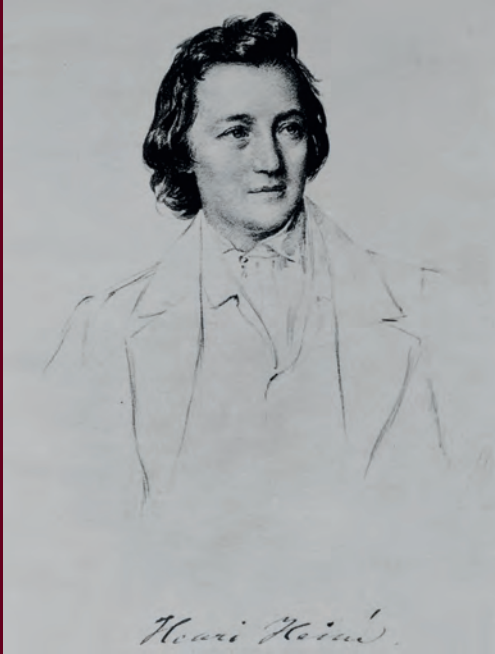


EUROPÄISCHE STUDIEN ZUR GERMANISTIK,
KULTURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK 13

Norbert Honsza

Heinrich Heine. Ein Intellektueller erobert Europa

Biographie



PETER LANG

Norbert Honsza

Heinrich Heine. Ein Intellektueller erobert Europa

Dieses Buch ist eine Biographie, die Heines Lebens- und Leidensweg und seine Zeitgenossenschaft zeigt. Die Texte des „Dichterjuden“ und seiner Exegeten, häufig zitiert, bilden zugleich die Geschichte einer Schmähung. Als liberaler Dichter und Intellektueller hat er mit Irrungen und Wirrungen die Moderne beeinflusst.

Der Autor

Norbert Honsza, Germanist und Kulturwissenschaftler, bis 2003 Inhaber des Lehrstuhls für deutsche Gegenwartsliteratur an der Universität Wrocław/Breslau. Professor an Universitäten in Katowice, Opole, Ostrava und Częstochowa. Lehrstuhlleiter an der Hochschule für Internationale Studien in Łódź, Professor an der Philologischen Hochschule in Wrocław. Mehrere Semester Gastprofessor an deutschen Universitäten. Seine Forschungs- und Arbeitsgebiete sind deutschsprachige Literatur, Literaturkritik, Kulturwissenschaften, interkulturelle Kommunikation und Rezeption, deutsch-polnische Beziehungen. Verfasser von Büchern u.a. über Thomas Mann, Kurt Tucholsky, Heinrich Böll, Günter Grass, Marcel Reich-Ranicki (Mitverfasser). Zudem erschienen eine Literaturgeschichte und ein Band über moderne Unterhaltungsliteratur.

Heinrich Heine. Ein Intellektueller erobert Europa

EUROPÄISCHE STUDIEN ZUR GERMANISTIK,
KULTURWISSENSCHAFT UND LINGUISTIK

Herausgegeben von
Monika Wolting, Norbert Honsza und Przemysław Sznurkowski

BAND 13



PETER LANG

Norbert Honsza

Heinrich Heine.
Ein Intellektueller erobert Europa
Biographie



PETER LANG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Heinrich Heine 1842.
Zeichnung von Samuel Friedrich Dietz (Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf).

Diese Publikation wurde gefördert durch MCA Sp. z o.o.,
sp. komandytowa, ul. Skarbowców 23a, 53-025 Wrocław

Redaktion: Przemysław Sznurkowski

ISSN 2193-4142

ISBN 978-3-631-78560-7 (Print)

E-ISBN 978-3-631-78678-9 (E-PDF)

E-ISBN 978-3-631-78679-6 (EPUB)

E-ISBN 978-3-631-78680-2 (MOBI)

DOI 10.3726/b15484

PETER LANG

Open



Open Access: Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0).

Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

© Norbert Honsza, 2019

Peter Lang - Berlin · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

Diese Publikation wurde begutachtet.

www.peterlang.com

Der Verfasser dankt Przemysław Sznurkowski und
Tomasz Honsza für ihre große Mühe bei der Mitarbeit.

Inhaltsverzeichnis

Das letzte europäische Ereignis von Rang.....	11
Saloppe Gauklerpose	15
Jüdische Komplikationen	19
Zunächst war Düsseldorf	25
Mein Kind, wir waren Kinder	29
Die ersten Hamburger Aufenthalte	33
„Wirklich habe ich geliebt nur Tote oder Statuen“	35
Student in Bonn und Göttingen	37
Berlin und die große Freiheit	41
Über Polen	45
Studienabschluss in Göttingen. Harzwanderung.....	51
Reisebilder: Die Harzreise	53
Der getaufte Heine	59
Die Wildheit des Meeres	61
Buch der Lieder	67
Schickt keinen Poeten nach London!	71
Die göttliche Bosheit in Bayern	73

Italien – Flucht aus München	75
Letzte Erfahrungen in Deutschland	79
Paris: „Spitze der Welt“	81
Im Kessel der Pariser Elite	89
Mathilde: Der Venusberg	93
Heine und Marx: Zwischen Realität und politischer Legende	97
Der Entfremdungsprozess: Ludwig Börne	101
Der neue Zeitgeist: Politische Lyrik, Zeitgedichte	107
Der Publizist wird wieder Dichter	113
Zwischen Romantik und Zeitkritik: Atta Troll	117
„Deutschland. Ein Wintermärchen“	123
„Madame, Sie sollen meine Küche loben“	131
Neue Gedichte	135
Die Matratzengruft. Das lyrische Testament auf dem Prüfstand	141
Agonie und Abschiedsklänge	149
Geständnisse und Memoiren: „Ich will nicht behandelt sein als Rekrut“	155
Elise Krinitz: Die „Mouche“ – Mystifikation einer Lotosblume	165

Montmartre	169
Epilog	173
Zeittafel	175
Bibliographie	181

Das letzte europäische Ereignis von Rang

War Heinrich Heine tatsächlich „das letzte europäische Ereignis von Rang“, wie man auf einer Grafik von Horst Jansen im Düsseldorfer Restaurant Schnabelewopski lesen kann, das heute an Stelle des Geburtshauses des Dichters steht? Auch wenn wir Jansens leichte Übertreibung ignorieren, denn schließlich hatte die deutsche Literatur mehrere Schriftsteller von europäischem Rang – Franz Kafka, Thomas Mann, Bertolt Brecht, Günter Grass –, dann müssen wir dennoch zugeben: seine Erscheinung, abgesehen von unglaublichen Kontroversen und Zustimmungen zugleich – der poetische und politische Heine, der jüdische und philosophische, der besonders von rechts skandalträchtige und gelegentlich von republikanischen Vertretern hoch gelobte Dichter, hat seine Lebendigkeit im deutschen Identitätsdiskurs behalten, denn die „Wunde Heine“ ist nicht vernarbt, dank eines, man könnte meinen, unglaubwürdigen Widerspruchs, dass die Faszination der Deutschen über den „Dichterjuden“ auf einer geistig-künstlerischen Zerrissenheit dieses Autors beruht, um nur seinen Kampf mit der Zensur, die Konflikte mit deutschen Burschenschaften und sein „hin und her“ zwischen Republikanern und Monarchisten in Frankreich zu erwähnen. Das Bild runden wir ab, wenn wir an seine Mahlzeiten bei Rothschild und freundschaftliche Dispute über soziale Veränderungen mit Ferdinand Lassalle und Karl Marx erinnern. In diesem Kosmos bewegte sich das Genie Heine auf höchstem intellektuellem Niveau, obwohl er immer, wie es jemand formulierte, den Blick eines staunend naiven Kindes behalten hat. „Immer wieder diese – durchaus jüdischen – Spannungen zwischen Geschichte und Zukunft, Rückblick und Vision, Realismus und Fantasie, Tradition und Moderne. Heinrich Heine lebte im wahren Sinn des Wortes zwischen den Zeitaltern, Völkern, Denkweisen, Ästhetiken, Kulturen, strebte das letztlich Unvereinbare an zwischen »es war« und »noch nicht«“ (J. Trilse-Finkelstein).

Erstaunlich flexibel bewegte er sich zwischen Poesie, moderner Prosa und Publizistik, der zwar von der Romantik lernte, aber sich zwischen Ancien Régime und der noch nicht voll mündigen Moderne bewegte und sich sicher fühlte, denn das, was für die einen das „europäische Ereignis“ war, war

für die anderen ein „deutscher Skandal“, hinter dem wir (leider), samt der diffamierenden Literatur, einen verkappten Antisemitismus wittern.

Die stereotypen Aburteilungen, die dauerhaften Schmähungen (von Gesinnungslosigkeit eines vaterlandslosen Gesellen bis zum charakterlosen Juden) begannen zu seinen Lebzeiten und dauern, Gott sei dank nur teilweise, bis heute. Dennoch haben viele Kritiker eindeutig bewiesen (Marcel Reich-Ranicki, Wolfgang Hädecke, Klaus Briegleb, Kersten Decker, Lew Kopelew, Fritz Raddatz, u.a.), dass um Heine eine „feindliche Wirkungsgeschichte“ (K. Briegleb) mit einem dicken Katalog von Urteilsklischees entstanden ist. Gelegentlich wird in seinem Kontext von Zerstörungslust, Zynismus, maßlosem Hohn, Boshaftigkeit, Zotenhaftigkeit und vernichtender Ironie gesprochen. Ein provinzieller Redakteur aus Posen, gar nicht sein Erzfeind, wie etwa Platen oder Döllinger, nannte ihn, eine „Schmeißfliegenatur“.

Heinrich Heine – ein deutsch-jüdischer Dichter der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, den man nicht nur in der deutschen Literatur „kopieren“ könnte. Bedacht mit allen Schmähungen, die dem Menschen zur Verfügung stehen, mit einem fast „sensationellen“ Lebenslauf war er ein europäisches Ereignis ohnegleichen. Natürlich sind Literaturschmähungen so alt wie die Literatur selbst. Provokante und kontroverse Dichter hat jede Epoche genügend. Mit unterschiedlichem Timbre und raffinierten Spitzfindigkeiten versuchte man den „Anderen“ (Juden?) nicht nur in Toledo im Mittelalter zu desavouieren. Schließlich kein anderer als Goethe hat festgestellt, dass die Barbarei darin besteht, das Vortreffliche nicht anzuerkennen. Dass Heinrich Heine mit besonderer Drastik bedacht wurde, dürfte uns ebenfalls nicht wundern, wenn wir uns die Geschichte des Antisemitismus und das ewige antijüdische Stereotyp mit jenem wie ein Bumerang zurückkehrenden foetor judaicus näher anschauen, der als „Wunderwaffe“ der christlichen Orthodoxie und Intoleranz immer wieder neue Dienste leistet. Der „Streit um Heine“, auch wenn er noch heute unbequem erscheinen sollte, muss nochmals das historisch bedingte Heine-Bild mit neuen Erfahrungen und modernen Untersuchungsmethoden auf den Prüfstand stellen. Die Geschichte einer fast 200-jährigen Heine-Forschung von Adolf Strodtmann bis Hädecke, Hinck, Kopelev, Briegleb, Raddatz, Peters, um nur einige zu nennen, umspannt einen farbigen und beachtenswerten Weg dieser Forschung.

Selbstverständlich gelten heute „Argumente“, die seinerzeit Graf Platen gegen Heine gerichtet hatte, als archaisch und überholt, doch ganz verschwunden sind sie nicht. Heute empfinden wir die ganze Komik (aber auch Bedrohlichkeit), wenn in Heines *Disputation* der Christ sein „Glaubensbekenntnis“ ablegt. Im Prolog zu seinem Buch *Heinrich Heine. „Dichterjude“*. *Die Geschichte einer Schmähung* erinnert Paul Peters an Heines *Disputation*.

Judenvolk, du bist ein Aas,
Worin hausen die Dämonen;
Eure Leiber sind Kasernen
Für des Teufels Legionen.

Judenvolk, ihr seid Hyänen,
Wölfe, Schakals, die in Gräbern
Wühlen, um der Toten Leichnam'
Blutfraßgierig aufzustöbern.

Ihr seid Vipern und Blindschleichen,
Klapperschlangen, gift'ge Kröten,
Ottern, Nattern – Christus wird
Eu'r verfluchtes Haupt zertreten.

Der Aufklärer Heine lässt in seiner Drastik nicht nach, jede Orthodoxie ist ihm fremd und Donna Blanka spricht in den letzten Versen die bezeichnenden Worte:

Welcher recht hat, weiß ich nicht –
Doch es will mich schier bedünken,
daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Übrigens hat Paul Peters die Barbarei in der Kultur am Beispiel der Schmähung des Dichters in einer faszinierenden Form gezeigt und – wie der Verlag will – „eine Art Kriminalroman der deutschen Geistesgeschichte geschrieben [...] Die Geschichte der Schmähung des Dichters führt nicht nur in die Niederungen des gewöhnlichen Antisemitismus, sondern auch in – unvermutete – intellektuelle Höhen“.

Saloppe Gauklerpose

Im Antlitz einer permanenten Schmähung des „Dichterjuden“ (Paul Peters) muss uns gar nicht erst Walter Muschg erklären, dass Heine sich in einer saloppen Gauklerpose, frech und zynisch wehren musste. Seine „göttliche Bosheit und die virtuose Beherrschung des Deutschen“ (M. Reich-Ranicki), irritierte wohl viele Zeitgenossen, denn der Neid musste schmerzlich sein, dass diesem Dichter gelungen ist, ein Stück verlockender und bahnbrechender Weltliteratur zu liefern.

Immer wieder diese – durchaus jüdischen – Spannungen zwischen Geschichte und Zukunft, Rückblick und Vision, Realismus und Fantasie, Tradition und Moderne. Heinrich Heine lebte im wahren Sinn des Wortes zwischen den Zeitaltern, Völkern, Denkweisen, Ästhetiken, Kulturen, strebte das letztlich Unvereinbare an zwischen »es war« und »noch nicht«.

(J. Tilse-Finkelstein)

Selbstverständlich war er oft verkannt und missverstanden, übrigens wie so viele seiner Vorgänger und Nachfolger. An Heines Leben lässt sich sehr gut messen, dass die deutsche intellektuelle Szene immer schon antisemitische Vorurteile behausten. „Indes muß auffallen, – meint Marcel Reich-Ranicki – daß für die Diskussion um Heine schon vor fünfzig oder hundert Jahren in der Regel nicht Nüchternheit und Sachlichkeit charakteristisch waren, sondern eher grelle Affekte und tiefe Ressentiments. Wenn es um Heine ging, wurde in Deutschland seit eh und je scharf geschossen: Auch ohne Auschwitz war dieser Fall immer schon auf des Messers Schneide“. (M. Reich-Ranicki)

Heine agierte fast das ganze Leben in einer antisemitischen, man könnte meinen, geerbten Kulturgemeinschaft. Die übergroße Reizbarkeit des jungen Dichters ist auf den zeitgenössischen Antisemitismus zurückzuführen. Er ließ sich nicht beirren: „Mir jauchzte stets mein Volk, wenn ich die Leier der Dichtkunst schlug“ (*Mein Tag war heiter, glücklich meine Nacht*). Der späte Erfolg des *Buches der Lieder*, aber auch der *Neuen Gedichte* und vor allem des *Romanzero* bewiesen die Popularität und Bedeutsamkeit seiner Dichtkunst, die zum Hausbuch des deutschen Bürgertums wurde. Dennoch war es schwer (zumindest in der frühen Phase), die Weihe als Klassiker zu erhalten. Die Brandmarkung „Jude“ war ein kolossales Hindernis. Er

musste sich vor herrschenden Dynastien wehren, vor Burschenschaften „Janschen Turnern“ und vor allem vor einer Menge rabiater Nationalisten verschiedener Couleurs. Mit größter Freude reizte er seine nationalistisch berauschten und verengten Landsleute mit der ständigen Betonung, er sei ein „Deutscher“, was natürlich bedeuten sollte, dass auch ein Jude ein guter Deutscher sein kann. Natürlich erlebte Heine auch Wandlungsprozesse der Gesinnung. Als Student in Bonn machte er den burschenschaftlichen Geist teilweise mit und schrieb über Wunden, heilige Narben und feige Muttersöhnchen und war sogar Mitglied der „Alemannia“, die sich dann den Geruch des Illegalen gefallen lassen musste. Auch in Göttingen schloss er sich der „Allgemeinheit“ an, aus der er doch bald als Jude ausgeschlossen wurde. Anders erging es ihm nicht bei der Fortsetzung des Studiums in Berlin, wo er erfahren musste, dass die „Arminia“ und ihre urteutonische Biergesellschaft ebenfalls judenfeindlich eingestellt ist, worauf er in seinen *Briefen aus Berlin* (1822) schonungslos über Burschen schrieb, die sich „nicht aus dem Sumpfe der Nationalselftsucht hervor winden können, und die nur Deutschland und die Deutschen lieben“.

Heines Reaktion, die von seinen Gegnern als „Haß auf Deutschland“ bezeichnet wurde, müssen wir in diesem Kontext verstehen, wenn er am 14. April 1822 an seinen Jugendfreund Christian Sethe schreibt:

Alles was deutsch ist, ist mir zuwider (...). Alles Deutsche wirkt auf mich wie ein Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreit meine Ohre. Die eignen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, da sie auf deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billets wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzge schmerzhaft auf meine Nerven wirken. Je n'aurais jamais cru que ces btes qu'on nomme allemands, soient une race si ennuyante et malicieuse en mme temps.

(H. Heine an Christian Sethe)

Als man ihn mit obskuren Schmhschriften bedachte, versuchte man auch die Sprache in antisemitische Aktionen mit einzubeziehen, was gerade bei diesem Poeten und gewandten Wortknstler jmmerlich ausfallen musste. Auch der „Klassiker des Antisemitismus“, Richard Wagner, unternahm einen Kreuzzug gegen die „Lgensprache“ der Juden und gelegentlich gegen Heine, obwohl der mit Wagners Hassausbrchen gegen die Sprache wenig zu tun hatte:

Der Jude spricht die Sprache der Nation, unter welcher er lebt, aber er spricht sie immer als Auslnder (...) in dieser Sprache kann der Jude nur nachsprechen, nachknsteln, nicht wirklich reden, dichten oder Kunstwerke schaffen (...)

Insbesondere widert uns die sinnliche Kundgebung der jüdischen Sprache an. Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserem Ohre zunächst ein zischender, schrillender, summsender und murksender Lautausdruck auf der jüdischen Sprachweise auf: eine unserer nationalen Sprache gänzlich uneigenthümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte (...) giebt diesem Lautausdrucke vollends noch den Charakter eines unerträglich verwirrten Geplappers.

(Richard Wagner, *Das Judentum in der Musik*)

Aber verlassen wir die Verteufelung der „Judensprache“, denn wir könnten die Beispiele ins Unendliche mehren. Denn auch Heinrich Treitschke, der die Rassenlehre des Faschismus vorwegnimmt, greift Heine „im Namen der Nation“ an: „Deutsche Gesellen an der Seine“ vertreten einen „neuen Radikalismus“. Heine ist „unecht“ und ohne „genuine Schöpferkraft“.

Jüdische Komplikationen

Der damalige „Literaturpapst“ (schon das 19. Jahrhundert hatte Literaturpäpste!), Wolfgang Menzel, einst Liberaler, der seinerzeit antisemitische Pamphlete ablehnte, verschrieb sich immer stärker dem deutschen Nationalismus. Als Hauptdenunziant Heines, „eines aus Paris kommenden, durch Lächerlichkeit entnervten Judenjünglings mit spezifischem Moschus- und Knoblauchgeruch“ (Menzel), ist er unrühmlich in die Literaturgeschichte eingegangen.

Öffentlich hat sich Heine stets geweigert, – räsoniert Paul Peters – Menzels Abfall von der Opposition mit der Bezeichnung als Verrat gleichsam zu dignifizieren; dieser habe nichts verraten, er habe nur die liberale Vermummung abgestreift, um zu seinen geliebten alt-deutschen Röcken zurückzukehren. Es besteht aber wenig Zweifel, daß Heine den Vorfall privat doch als Verrat empfunden hat sowie als trauriges Lehrstück über den Wert emanzipatorischer Lippenbekenntnisse. Er war Heine wohl auch Lehrstück über den prekären Staus des »Juden« im öffentlichen Diskurs. Zwar huldigte dieser damals vorerst dem Emanzipationsgedanken. Aber unter der Oberfläche, in der kulturellen Unterwelt, bestand der judenfeindliche Archetyp noch ungebrochen weiter. Und im Augenblick eines Konfliktes oder einer empfundenen Gefahr griff man auf den alten Reflex der Schmähung des »Juden-schimpfens«, dann doch zurück: so Wagner, als es darum ging, den Rivalen Meyerbeer auszuschalten und seine gewaltigen Affekte gegen die Modernität zu entladen; so auch Menzel, mit den gleichen Vorbehalten gegenüber der Moderne – und in einer ähnlichen Lage der Rivalität gegenüber seinen potentiellen Konkurrenten in der Journalistik, Heine und Börne. Es ist ein Reflex, der sich im weiteren Verlauf des Jahrhunderts unablässig vertiefen und verfeinern sollte.

(Paul Peters)

Die Heine-Abwehr dauerte dann über Adolf Bartels und viele andere Autoren bis tief ins 20. Jahrhundert. Ins „Spiel“ kamen neue Argumente und Äußerungen vom Parasitentum nicht nur in der Wirtschaft, sondern auch in Kunst und Literatur. Stark wurde dabei die Kategorie des Ästhetischen und des jüdischen Kosmopolitismus kritisiert. Panikartig schrak man vor der Moderne zurück, welcher sich Heine, trotz aller Widerstände, zu stellen vermochte.

In seinen frühen Jahren träumte Heine oft von einer bürgerlichen Normalität und es gab mehrere Anläufe um sie zu erreichen. Das beendete Jura-Studium war in dieser Hinsicht eher eine Enttäuschung. Dazu kommt

es vor seiner Emigration nach Paris zu immer häufigeren Zerwürfnissen zwischen ihm und seinem Geldspender Onkel Salomon. Der mittellose Neffe wurde vom Millionär oftmals in einem schlechten Deutsch gefoppt, was den jungen Heine besonders ärgerte. Schon in Hamburg rechnete Harry Heine, noch bevor er das Studium aufnahm, auf eine bürgerliche Existenz.

Wo gehört er hin? – In die stinkende Frankfurter Judengasse? In die Hamburger Protzvilla? Ins Kantor? Hinter den Ladentisch des Manufakturwarengeschäfts »Harry Heine & Co«, das ihm der Onkel im Mai 1818 am Hamburger Graskeller Nr. 139 eingerichtet hatte? Hier sollte er mit dem englischen Tuch handeln, das Vater Samson in seinem schon nach zehn Monaten bankrott gegangenen Geschäft in Düsseldorf nicht losgeworden war. In die jüdische Gemeinde Hamburg, der er im Juni 1818 beigetreten war? Auf irgendeine Ardinghello – »Insel der Glückseligen«, auf die er im Juli mit einigen jungen Leuten flüchten wollte? Auf die Hamburger Drehbahn mit dem »hochbusigen Frauenzimmer«, das er später besingen sollte? Oder auf Bälle und Redouten an der Seite der kühlen Cousine Amalie, die ihn zu den gesplissen-schönsten seiner frühen Gedichte inspirierte?

(Fritz J. Raddatz)

Er veröffentlicht seine ersten Gedichte unter einem lächerlichen Pseudonym Freudhold Riesenharf im antisemitischen „Hamburger Wächter“, was ihm damals nicht bewusst war. Er wollte in der bürgerlichen Welt Künstler werden, was er dann am Ende seines Lebens als erster deutscher „freier Schriftsteller“ kommentierte: „Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu nichts gebracht. Es ist nichts aus mir geworden, nichts, als ein Dichter“.

Die Berliner Jahre waren wohl die wichtigsten in Heines Studienzeit. Er verkehrte im Salon der Rahel Varnhagen, einer großen Goetheanhängerin, der Tochter eines orthodoxen Kaufmanns Markus Levin. Sie sprach, wie ihr Vater, „Judendeutsch“ und Hebräisch. Trotzdem verband sie eine seltsame Freundschaft mit dem Antisemiten Friedrich von Gentz, dem späteren Sekretär von Metternich. Ihr Salon war – was Heine sehr wohl wusste – die Pforte zur bürgerlichen Welt. Bei Dümmler erscheint Heines Band Tragödien *Nebst einem Lyrischen Intermezzo*, dann arbeitet er am *Rabbi von Bacherach*. Seine Beziehung zum Judentum schwankt zwischen Ablehnung und Mitleid, was wir deutlich im Essay *Über Polen* sehen. Die Geschichte ist vielleicht sogar verlockend, aber die Gegenwart gleicht eher einem abstoßenden jüdischen Schmutzlappen. Fritz J. Raddatz mag wohl Recht behalten, wenn er schreibt, dass „Heines Parteinahme recht eigentlich

nie eine für die Sache des Judentums gewesen [ist] als vielmehr eine gegen dessen Diffamierung“ (Raddatz).

Wir sind an einem prekären Punkt gelangt: Heine „rezipierte“ wahrscheinlich die Assimilation als „Gunst des Zeitalters“. Selbstverständlich auf seine Weise: ironisch, manchmal etwas besorgt. Immer wieder stellte sich auch ihm die Frage, ob der „jüdische Geburtsstolz“ nur eine Pathosformel ist, die ins Rhetorische flüchtet oder gehört er in den Sektor einer „Solidarität der Generationen“.

Der deutsch-jüdische Außenseiter war keineswegs ein uneingeschränkter Befürworter der „Deutschen Republik“. In der Pariser „Deutschen Zeitung“ schrieb er, man solle das „große, heilige Deutschland“ der „Nibelungen oder der Staufischen Kaiserherrlichkeit als Früchte der deutschen Eichen, die den Chauvinisten so teuer seien, lieber den Schweinen vorwerfen“.

Auf Effekte brauchte der junge Heine gar nicht lange zu warten. Die burschenschaftlichen Nationalisten begrüßten mit hämischer Genugtuung die 1835 von Wolfgang Menzel verfasste Schmähchrift *Unsittliche Literatur*, die gegen den französölnen und israelitischen Heine und das Junge Deutschland gerichtet war. Prompt kam auch schnell der Beschluss des Frankfurter Bundestags, der ganzen Gruppe ein Schriftenverbot aufzuerlegen. Viele Autoren waren damals enttäuscht; Heine leckte nicht lange seine Wunden und antwortete in seinem bekannten und kaum verwechselbaren polemischen Stil auf Menzels Attacke mit der Schrift *Über den Denunzianten*.

Das jüdische Geschichtsbewußtsein Heines gewinnt seine genuine philosophische Qualität aus einer Entideologisierung der Hegelschen positiven Dialektik und aus der Kraft der Ironie. Beides bildet die Voraussetzung für die betont negative Auffassung des Messianismus in den Schriften.

(Klaus Briegleb)

Heine lässt sich allerdings von dem Streit um die Judenproblematik nicht beirren. In den Jahren 1843–1848 intensiviert er seine poetische und politische Tätigkeit. Im linksradikalen „Vorwärts“ hat er scharfe zeitkritische Gedichte veröffentlicht. Es erscheint (nach dem *Buch der Lieder*) seine zweite umfassende Lyrik-Sammlung. Dabei will er, was in der Phase der Radikalisierung selbstverständlich ist, aktuell bleiben und zeigt als „politischer Dichter“ eine breite Palette von Themen und Formen. Aber der moralische Aufschrei und diskreditierende Urteilklišees galten eher

dem „erotischen“ Teil dieser Sammlung, den man als „Versumpfung und Schlamm der Alltagswelt“ bezeichnete. Vieles vermischt jedoch der Dichter bewusst, so dass wir in den *Zeitgedichten* Romanzen und bekannte Heine-Themen wiederfinden.

Heine schrieb zugleich aggressiv und wohlüberlegt; er arbeitete, wie schon in manchen früheren Gedichten und in den *Reisebildern*, gern mit Ironie – weil Satire enthüllt, Ironie aber verhüllt, irritiert, ablenkt, verfremdet und selten das meint, was sie den Worten nach sagt, entstehen die reizvollsten Spannungen in diesen subtilen politischen Kunst-Gebilden, die genau hinhörende, denkende Leser fordern.

(Wolfgang Hädecke)

Erbarmungslos wird in Heines Schaffen Preußen-Deutschland verspottet, was man, ungerechterweise, auf seine jüdische Herkunft abschütteln wollte. In grellen Kontrasten wird der deutsche Michel verhöhnt, verpönt und in den Boden getreten. Dass sich der Freund Laube und sein Verleger Campe über diesen bösen Hohn mächtig ärgerten, hat er kaum zur Kenntnis genommen. Mit ungeheurem Impetus spitzte sich seine Gesellschaftskritik zu.

In *Verkehrte Welt* – meint genüsslich Wolfgang Hädecke – verspottet er die restaurativen Verhältnisse in einer Serie aktueller Verkehrungen (die katholische Eule kämpft für Lehrfreiheit, germanische Bären werden Atheisten, Maßmann mit seinem struppigen Haar hat sich gekämmt, ein gestiefelter Kater, Anspielung auf Ludwig Tiecks Komödie und seine *Antigone*-Inszenierung vom Oktober 1841 im Potsdamer »Neuen Palais«, bringt den Sophokles auf die Bühne); in *Entartung* greift die gesellschaftliche Fäulnis auf die Natur über, sie nimmt Menschenfehler an, Pflanzen und Tiere lügen, Lilien sind nicht mehr keusch, Veilchen nicht bescheiden, die Nachtigall empfindet nicht, was sie singt, sie trillert aus Routine.

(Wolfgang Hädecke)

Bei allen Bedenken und Widersprüchen muss an dieser Stelle deutlich gesagt werden, dass der Jude Heine niemals die deutsch-christliche Gesellschaft akzeptierte.

Das wahre Deutschland – meint Jost Hermand – war für Heine etwas ganz anderes: einerseits das Land seines Herkommens, also sein Vater- und Mutterland, das Land seiner Jugend, seiner Sprache, seiner Bildung, an das er sich liebend gern erinnerte, ja nach dem er manchmal eine geradezu schmerzliche Sehnsucht verspürte; andererseits ein Land, das es erst zu schaffen gelte, ein Land der Aufklärung, des Kosmopolitismus, der Menschenverbrüderung, das anderen Ländern ein Vorbild an philosophischer und kultureller Fortschrittlichkeit sein sollte. Und weil er diese

beiden Deutschländer so liebte, stand er dem real existierenden Deutschland so kritisch gegenüber.

(Jost Hermand)

Sicher ist Heinrich Heine unter den Autoren des 19. Jahrhunderts der modernste. Er lebt mit Widersprüchen und hält sie auch aus. Er verstand es immer geistreich, ironisch und frei zu formulieren. „Das erklärt – folgert Bodo Heimann – seine Aktualität und Beliebtheit heute, wie man überhaupt im heutigen Deutschland die Spötter sympathischer als die Leute, die Wehrauchfässer schwingen“.

In den letzten Lebensjahren, ans Bett gefesselt, beschäftigte er sich weniger mit der deutschen Identitätsfrage und klagte oft, dass er nicht „nach Hause“ gehen kann, denn „jetzt sind meine armen Flügel verbrannt (...) Ich bin ein Wurm und ich verrecke / Und ich verfaule im fremden Drecke“ (Heinrich Heine, *Die Libelle*).

Zunächst war Düsseldorf

Hier ist am 13. Dezember 1797 Harry Heine (später Heinrich) in der Bolkerstrasse geboren. Ende des 18. Jahrhunderts hatte Düsseldorf etwa 20 000 Einwohner. Die jüdische Gemeinde zählte 7000 Mitglieder und war die drittgrößte Gemeinde in Deutschland. Sie gehörte zum Landesverband der jüdischen Gemeinden von Nordrhein. Anfang des 19. Jahrhunderts erlebte die Stadt Reformprozesse. Code Napoléon brachte eine staatrechtliche Gleichheit zwischen Christen und Juden, was zu einer Liberalisierung der Gesellschaft führte. Infolge dieser Ereignisse ist auch in Preußen die „Judenpolitik“ weitgehend liberalisiert worden (u.a. das Niederlassungsgesetz).

Heine lebt in Düsseldorf in der Aura von Napoleon. Im November 1811 besuchte der Kaiser die Stadt. Obwohl er hier nur drei Tage verbrachte, hatte sich das Ereignis stark im kollektiven Gedächtnis eingepägt. Eine Begrüßungsrede hielt in französischer Sprache der Maire der Stadt:

Majestät! Die Hauptstadt Ihres Großherzogtums Berg kann nicht wetteifern mit den grossen Städten Frankreichs an Glanz und Pracht in ihren Huldigungen, um deren Annahme sie Ew. Majestät beim Eintritt in ihre Mauern bittet; aber die Einwohner hegen die gleiche Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit wie die unterwürfigsten und anhänglichsten Völker ihres weiten Reiches. Ew. Majestät werden aus den Freudensrufen aus den ehrfürchtigen und begeisterten Blicken ihrer Unterthanen jeden Alters und Standes, besser als ich es schildern kann, die Gefühle erkennen, welche sie beseelen; und wenn Ew. Majestät geruhen werden, eine Umfahrt durch die Stadt zu machen, wird, das darf ich kühnlich sagen, die Menge der neu entstandenen Wohnhäuser, durch welche die Ausdehnung der Stadt fast um das doppelte gewachsen ist, Zeugnis ablegen von dem Vertrauen, der Dankbarkeit und den Hoffnungen, die Düsseldorfs Einwohner beseelen, seit sie das Glück haben, Unterthanen Ew. Majestät zu sein. Möchte Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät nur einen Blick ihrer väterlichen Güte auf uns fallen lassen und unser Glück wird vollkommen sein.

(Hrsg. von Christoph Danelzik-Brüggemann, *Napoleon [...] Düsseldorf*, S. 19–20)

Es ist ein Phänomen, dem schon die Zeitgenossen vor zweihundert Jahren erlegen sind und dem wir heute noch mit fasziniertem Staunen begegnen. Dieses Phänomen heißt Napoleon. Es geht um einen Menschen, der einer ganzen Epoche seinen Namen gegeben hat, der fast ganz Europa beherrschte, der geachtet, bewundert und gefürchtet war, wobei dieses Gefühl durchaus zwiespältig sein konnte.

Bewunderung und Furcht lagen häufig nahe beieinander. Für Düsseldorf jedoch hat die Stadtgeschichtsschreibung bisher nie vergessen, die zahlreichen Wohltaten zu erwähnen, die die Stadt dem großen Korsen verdankt.

(Hrsg. von Christoph Danelzik-Brüggemann, *Napoleon [...] Düsseldorf*, S. 13)

Am nächsten Tag präsentierte er dem Stadtvorstand die begonnenen Reformen in Verwaltung und Justiz und prüfte den Etat von 1811. Anschließend besichtigte er mit Gefolge die Stadt.

Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Taten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch – und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Taler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine, welthistorische Hütchen. Er ritt ein weißes Rößlein, und das ging so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet – wäre ich damals Kronprinz von Preußen gewesen, ich hätte dieses Rößlein beneidet. Nachlässig, fast hängend, saß der Kaiser, die eine Hand hielt hoch den Zaum, die andere klopfte gutmütig den Hals des Pferdchens – Es war eine sonnigmarmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten – und sie klopfte gutmütig den Hals des Pferdes.

(Heinrich Heine, *Ideen. Das Buch Le Grand*)

Napoleons Reformen, die auch die jüdische Minderheit umfassten, waren ein prägendes Ereignis auf der politischen Bühne und bedeuteten einen wichtigen Schritt in die Moderne.

Die Loyalitäten wechselten je nach Kriegsglück die Seiten, und selbst »die Charaktere der Völker änderten sich«. Alte Gefolgschaftsverpflichtungen lösten sich auf, Traditionen offenbarten ihre Vergänglichkeit. Das fast tausendjährige Heilige Römische Reich Deutscher Nation erlag 1806 dem Ansturm der napoleonischen Heere für immer, Düsseldorf geriet endgültig unter französische Herrschaft und wurde Landeshauptstadt des Großherzogtums Berg, eines französischen Satellitenstaates. Es war die Zeit eines epochalen Umbruchs, in der Heine seine Jugendjahre verbrachte. Links des Rheins hatte die französische Bodenreform die überkommenen Agrarverhältnisse in ganz Deutschland in Frage gestellt. Die antiständische Gesetzgebung bedeutete eine Provokation für die überkommene soziale Hierarchie. Kulturelle Milieus standen vor neuen Herausforderungen. Die Konfessionen waren

plötzlich dem freien Wettbewerb ausgesetzt. Freiheit und Gleichheit hieß, trotz Besatzung, die französische Botschaft.

(Rolf Hosfeld)

Napoleon war für Heine, wie Rolf Hosfeld in seiner Biographie von 2014 schreibt, eine historische und poetische Gestalt, die das Prinzip einer „freien Monarchie“ realisieren wollte.

Mein Kind, wir waren Kinder

Harrys Mutter – Betty van Geldern, stammte aus einer wohlhabenden sephardischen Familie, deren Vorfahren aus Holland ins Rheinland einwanderten. In der Familie waren Gelehrte, Ärzte und Juristen. Trotz heftigen Widerstandes der Familie heiratete sie Samson Heine, einen zwar gutmütigen Menschen, aber unfähigen Händler mit Manchesterstoffen. Salomon hätte sich lieber in Hamburg niedergelassen, aber die dortige jüdische Gemeinde verweigerte ihm wegen Armut den Aufenthalt.

Harry hatte drei Geschwister: Charlotte, Gustav und Maximilian. Die Schwester war zeitlebens seine Vertrauensperson.

Harrys Schulzeit verlief in einer Assimilationsaura: Die väterliche Liberalität vermischte sich mit der mütterlichen Aufgeklärtheit. Zwar besuchte er am Anfang eine israelitische Privatschule, doch ab 1803 war er in einer normalen Schule im ehemaligen Franziskanerkloster. Ab 1807 besuchte er das beste Lyzeum in Düsseldorf und ab 1814 war er Schüler einer Handelsschule, die ihn, auf den Wunsch der Eltern, auf den Kaufmannsberuf vorbereiten sollte.

In allen Schulen herrschte mehr oder weniger Toleranz und eine verhältnismäßig spätaufklärerische Stimmung. In den Schulstuben spürte man den „französischen Geist“ – schreibt Edda Ziegler –, das Klösterliche musste eher einem französischen Freigeist Platz machen. Heines Auseinandersetzung mit den Religionen hat wohl ihre Wurzeln in Düsseldorfer Schulen.

Harrys Schulzeit verlief unspektakulär, nur war er vielleicht etwas frecher und dreister als seine Mitschüler. Bubenstreiche und die ersten Prügel verliefen turbulent wie damals in jeder Schule. Harrys Mitteilung, dass sein Großvater ein kleiner Jude mit einem langen Bart ist, verwandelte die Klasse in einen Affenkäfig.

Betty legte großen Wert auf die Ausbildung ihres ältesten Sohnes, den sie im höchsten Staatsdienst oder auf dem Heiligen Stuhl sah, aber zuletzt auch mit einem soliden Kaufmannsberuf zufrieden gewesen wäre. Ihre Sandkastenspiele mit Heines künftigen Berufsleben wirken bereits aus der heutigen Perspektive etwas unbeholfen. Harry erinnert sich im *Buch der Lieder* an seine Kindheit.

Mein Kind, wir waren Kinder,
Zwei Kinder, klein und froh;
Wir krochen ins Hühnerhäuschen,
Versteckten uns unter das Stroh.

Wir krächten wie die Hähne,
Und kamen Leute vorbei –
Kikereküh! Sie glaubten,
Es wäre Hahnengeschrei.

Die Kisten auf unserem Hofe
Die tapezierten wir aus,
Und wohnten drin beisammen,
Und machten ein vornehmes Haus.

(...)

Wir saßen auch oft und sprachen
Vernünftig, wie alte Leut,
Und klagten, wie alles besser
Gewesen zu unserer Zeit;

Wie Lieb und Treu und Glauben
Verschwunden aus der Welt,
Und wie so teuer der Kaffee,
Und wie so rar das Geld! —

Vorbei sind die Kinderspiele,
Und alles rollt vorbei –
Das Geld und die Welt und die Zeiten,
Und Glauben und Lieb und Treu.

(Heinrich Heine, *Buch der Lieder. Die Heimkehr I/83*)

In den *Reisebildern* erinnert er sich an den Schulgang. Man musste hunderte Seiten auswendig lernen, was Harry hasste, brav die römischen Könige chronologisch nennen, Kopfrechnen und die verba irregularia aufzählen.

Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen; ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie, bis auf diese Stunde, meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräischen nicht so weit bringen wie meine Taschenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfänderverleihern hatte (...)

Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr und die ist doch nicht so gar kinderleicht. Denn wir armen Deutschen, die wir schon mit Einquartierungen, Militärpflichten, Kopfsteuern und tausenderlei Abgaben genug geplagt sind,

wir haben uns noch obendrein den Adelung aufgesackt und quälen uns einander mit dem Akkusativ und Dativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm. Aber ich lernte auch etwas der Art von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften. (...)

Auch in der Mythologie ging es gut. Ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Ich glaube nicht, daß jemals ein Schulknabe im alten Rom die Hauptartikel seines Katechismus, z.B. die Liebschaften der Venus, besser auswendig gelernt hat als ich. Aufrichtig gestanden, da wir doch einmal die alten Götter auswendig lernen mußten, so hätten wir sie auch behalten sollen, und wir haben vielleicht nicht viel Vorteil bei unserer neurömischen Dreigötterei, oder gar bei unserem jüdischen Eingötzentum. Vielleicht war jene Mythologie im Grunde nicht so unmoralisch, wie man sie verschrien hat; es ist z.B. ein sehr anständiger Gedanke des Homers, daß er jener vielbeliebten Venus einen Gemahl zur Seite gab.

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé d'Aulnoi, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rote Perücke trug und gar pffiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und seine Historie allemande vortrug – Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indessen, auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par cœur, und vor allem darf man keine Bête allemande sein. Da gab es manches saure Wort, ich erinnere mich noch so gut, als wäre es erst gestern geschehen, daß ich durch la religion Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: »Henri, wie heißt dein Glaube auf Französisch?« Und sechsmal, und immer weinerlicher antwortete ich: »Das heißt le crédit.« Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wütende Examinator: »Es heißt la religion« – und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten. Madame! Seit der Zeit kann ich das Wort religion nicht erwähnen hören, ohne daß mein Rücken blaß vor Schrecken, und meine Wangen rot vor Scham wird. Und ehrlich gestanden, le crédit hat mir im Leben mehr genützt als la religion.

(Heinrich Heine. *Ideen. Das Buch Le Grand*)

Heines Jugendliebe war die Tochter des Düsseldorfer Scharfrichters. Man nannte sie das rote Sefchen, dem Volkspoese nicht fremd gewesen ist.

Oh tilje lieb, O tilje mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein –
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert?

Heine war von der blassen, mageren, fast hässlichen Erscheinung fasziniert. Sie wirkte wie eine Statue, was ihn nicht verhinderte, sie stürmisch zu lieben. Sie trafen sich bei der Tante, aber auch in Gebüsch am Rhein und auf Friedhöfen. Sefchen sang:

Ich will nicht hängen am hohen Baum,
Ich will nicht schwimmen im blauen See,
Ich will küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott beschert!

Josefa besucht nicht die Schule. Sie ist ein Zeugnis der herrschenden Doppelmoral. Die Scharfrichtertochter wurde aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Heine wusste das und küsste oft Josepha nicht aus stürmischer Liebe, sondern, wie er in den *Memoiren* schreibt, „aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurteile, und in diesem Augenblick loderten in mir auf die ersten Flammen jener Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die Französische Revolution, den modernen furor francese, wovon auch ich ergriffen war mit den Landsknechten des Mittelalters“.

Viele Biographien ignorieren das Sefchen-Erlebnis. Ansonsten wird es als Subkultur in Heines jungen Jahren gezeigt.

Die ersten Hamburger Aufenthalte

Schulabschluss. Quo vadis? Für Heine beginnt eine harte Lebensprobe. In Frankfurt soll er den Kaumannsberuf erlernen, einen Beruf, den er hasste. Außerdem hatte er in Düsseldorf keine guten Beispiele, denn sein Vater hatte keine kaufmännischen Talente. Der junge Heine beginnt zunächst 1815 seine Laufbahn im Bankhaus Rindskopf, um dann in einem der größten Kolonialläden der Stadt tätig zu sein. Er ist als Ladensubjekt eine wahre Katastrophe. Er hat kein Interesse für Zimt, Muskat und Vanille. Dagegen interessiert ihn das Frankfurter Stadtleben mit seinem Judenviertel. Die Frankfurter Judengasse existierte in den Jahren 1462 bis 1792 und funktionierte als jüdisches Ghetto, wohl das letzte dieser Art in Deutschland vor der Epoche der Emanzipation. Nach der Aufhebung des Ghettozwangs war dieser Stadtteil ein Armenviertel, das Heine während seiner Frankfurter Lehre öfter besichtigte und das am Ende des 19. Jahrhunderts saniert wurde.

Nach dem gescheiterten Praktikum in Frankfurt begibt sich Heine nach Hamburg, wo er im Bankhaus seines Onkels Salomon als Lehrling terminiert. Seine Kontakte mit Hamburg waren sehr vielfältig und lebendig und hinterließen Spuren in seinem Schaffen. Neben familiären Beziehungen begegnete er Schriftstellern, Künstlern, Literaten und Verlegern (Julius Campe) des Hamburger Biedermeier und Jungen Deutschlands. Der junge, noch weit unerfahrene Dichter, geriet in einen bunten und brodelnden Kessel eines betäubenden kulturellen und gesellschaftlichen Lebens.

Insgesamt hielt er sich in den Jahren 1815–1844 viele längere oder kürzere Male in der Stadt auf. Er hatte auch andere norddeutsche Aufenthalte, u.a. in Lüneburg, Cuxhaven und Norderney.

Heines Wechselbeziehungen zu Hamburg müssen unter dem Gesichtspunkt einer Korrelation von Raum und Zeit betrachtet werden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das ein norddeutsches Kulturphänomen.

Vor dem Hintergrund der genannten hamburgischen Schriftsteller muß sich die eigenartige Hamburger Zeit Heines wegen ihrer Ratlosigkeit und Unrast und des Fehlens jeglicher öffentlicher Anerkennung abheben. Ein ähnliches Schicksal erlebten seine Zeitgenossen Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg, Theodor Mundt, Friedrich Hebbel u.a., die im biedermeierlichen Hamburg nicht heimisch wurden. Die Substruktur der kleinen literarischen Kreise, mit denen Heine in Hamburg

Kontakt hatte und die z. T. einer echt hamburgischen Literaturrechtung huldigten, nämlich einer niederdeutschen Dialektpoesie, und das Erbe der Literatur- und Theaterstadt nicht eben rühmlich verwalteten, gewährleistete aber eine kontinuierliche, an die Stadt gebundene literarische Entwicklung, die der Wirkungsgeschichte großer Autoren zugute kommt. Erst Detlev von Liliencron und Richard Dehmel ragen zur Jahrhundertwende unter den literarischen Vertretern der Stadt wieder hervor. 1891 entstand die literarische Gesellschaft, die das allgemeine Interesse an Literatur wachrufen wollte und besonders durch die Tätigkeit der Volksschullehrer eine breite Bevölkerungsschicht ansprach. Die Linie der hamburgischen Schriftsteller verläuft dann – mit der Einschränkung, daß in der Moderne die Städte und Landschaften einer vielfältigen Nivellierung unterliegen und die Bindung an einen bestimmten Ort noch zufälliger und relativer wird, obwohl sie nicht unbedingt weniger Relevanz hat – über Franz Werfel, Wolfgang Borchert und Hans Henny Jahn bis zu Hans Erich Nossack, Walter Jens und Siegfried Lenz.

(Joseph A. Kruse, *Heines Hamburger Zeit*)

Immer dringender wurde in Hamburg Harrys Existenzfrage. Zwar hatte er die Antinomie Dichter-Kaufmann schnell begriffen und den kaufmännischen Beruf als Alptraum zurückgewiesen, was jedoch Onkel Salomon nicht verhinderte, ihm eine „merkantilische Seifenblase“ – „Harry Heine & Co“ zu gründen, welche 1819 bankrott wurde. Bereits gelingt es ihm, in „Hamburgs Wächter“ unter dem Pseudonym Sy Freudhold Riesenharf seine ersten Gedichte zu drucken.

„Wirklich habe ich geliebt nur Tote oder Statuen“

Heinrich Heines Beziehungen zu Frauen waren schon zu Lebzeiten des Dichters ein „mediales“ Thema, das große Emotionen weckte und um den Dichter einen Mythos-Schleier wehte. Angeblich kannte seine lüsterne Panerotik keine Grenzen und stand nahe eines Casanova. Zu dieser Legende haben kräftig sowohl Heines Feinde (Ludwig Börne) als auch er selbst beigetragen, denn in seinem Schaffen finden wir genügend Frivolitäten, die die Phantasie der Leser und Kritiker beschäftigten. In den *Geständnissen* prahlt er sogar mit seiner angeblichen Potenz. Sowohl in Hamburg als auch in London und Paris hat er gelegentlich die Nähe professioneller Dirnen gesucht. Inwieweit er es „genossen“ hatte, lässt sich heute weder verneinen noch bestätigen, obwohl er als Student in Berlin einige Edelbordelle besucht hat, wo nicht unbedingt gebetet wurde. 1827 schreibt er an Friedrich Merke: „Das hiesige Klima und die 60 000 (Prostituierten) haben mich fürchterlich angegriffen“. Moses Moser berichtet er aus England: „Wenn ich lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht Schuld daran; sie thun das ihrige [...] Ich will meine Freundinnen, die Chinesinnen, die hier sind, besuchen“ (vgl. H. Heine, *Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*). Von Sefchen zu Elise Krinitz spannt sich der Bogen freilich keines Heiligen. Doch vieles waren Kopfgeburten und dichterische Phantasie.

Seit seinem ersten Hamburger Aufenthalt verliebt sich Harry in Salomons jüngste Tochter Amalie, eine etwas verwöhnte und junge Dame, die später einen Gutsbesitzer heiratete. Die Amouren des Neffen waren eine Belastung für die Familie, zumal Amalie oft in Tränen zu Heines Füßen lag, der ihr seine Gedichte vortrug und mit Emotionen seiner Cousine manipulierte. Seine Enttäuschung versucht er mit Poesie zu lindern, die er „wie in Honig getauften Schmerz“ nennt.

Harrys Beziehung zu Salomon wird immer komplizierter und führt zu einer späteren Äußerung des Onkels: „Hätte der dumme Junge was gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher“ (zit. nach Edda Ziegler). 1836 finden wir in einem Brief an Salomon Harrys Riposte: „Das Beste, was an Ihnen ist, besteht darin, daß Sie meinen Namen tragen“. Der Kampf des genialen

Dichters mit dem Geldsack dauerte im Grunde bis zu Salomons Tod im Jahre 1844.

Salomon ist bereit, seinem Neffen ein Jurastudium zu finanzieren – mit einer Dauerunterstützung von 4000 Taler im Jahr. Inzwischen ordnet Salomon die Familienverhältnisse: Betty verlässt endgültig Düsseldorf und über Hamburg lässt sie sich in Oldenburg nieder.

Student in Bonn und Göttingen

Im Wintersemester 1819/1820 beginnt Heine sein Studium an der unlängst gegründeten Universität in Bonn. Viele bekannte Persönlichkeiten erhielten einen Ruf und bestimmten das politische Denken, unter ihnen der Freiheitsdichter Moritz Arndt, der eine Professur für Geschichte erhält. Heine besucht die Vorlesungen von Wilhelm Schlegel, Johann Gottlieb Radloff und Karl Welcker. Er lernte hier den Dichter und Philologen Karl Simrock und einen der bekanntesten Dichter des Jungen Deutschland August Heinrich Hoffmann von Fallersleben kennen.

In August Wilhelm Schlegel fand Harry einen genialen Mentor, der ihm Ratschläge erteilte und seine Gedichte mit kritischen Hinweisen korrigierte, um sie vom jugendlichen Anachronismus zu befreien. Er war damals für Heine der „hohe Meister“, der im August 1820 Heines Aufsatz *Die Romantik* im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ promovierte. Schlegel war ein genialer Übersetzer von Dante, Shakespeare und Calderon und Kenner des Mittelalters. Er weckte Heines Aufmerksamkeit für den Minnesang. Leider kommt es später zum klassischen „Vatermord“, was in der Weltliteratur öfter passierte. In der *Romantischen Schule* distanziert er sich von Schlegel und verhöhnte dessen Korrespondenz mit Goethe und Schiller.

Den Sommer 1820 verbringt Heine in dem nicht weit von Bonn liegenden Beul, wo er intensiv am Drama *Almanzor* arbeitet. Im mittelalterlichen Gewandt (Spanien im 15. Jahrhundert) zeigt er das Ringen der Juden mit dem Antisemitismus.

Seine Studien überschatteten turbulente Ereignisse in der Familie. Er zieht auf Wunsch Salomons zunächst nach Hamburg, um sich später in Oldenburg niederzulassen.

Heine war in Bonn stets mit nationalen und antisemitischen Ressentiments konfrontiert. Die Zeitumstände bringen ihn in Verbindung mit dem im schlesischen Waldenburg geborenen und an der Breslauer Universität studierenden Wolfgang Menzel. Der spätere „Literaturpapst“, ein Freund von Kotzebue und Gegner der oppositionellen Literatur, verfolgte den jungen Heine mit besonderer Häme.

Unter den vielen Jünglingen, die sich um mich drängten, gaben sich, ohne daß ich es wünschte, besonders zwei viele Mühe um mich, nämlich der kleine Jude Heinrich Heine, der einen langen dunkelgrünen Rock bis auf die Füße und eine goldene Brille trug, die ihn bei seiner fabelhaften Häßlichkeit und Aufdringlichkeit noch lächerlicher machte, weshalb man ihn unter dem Namen Brillenfuchs vielfach verspottete. Aber er war geistreich und wurde daher von uns Älteren gegen die Spötter geschützt. Der andere war Jarcke, ein protestantischer Ostpreuße, welcher einige Jahre später katholisch geworden ist und als Publizist seine Rolle in Wien gespielt hat (...) Dieser Jarcke hing sehr an mir und zwar aus anderen Gründen, als Heine, dem es bloß darum zu tun war, sich meines Schutzes zu erfreuen, da er so vielverwöhnt wurde. Damals ahnte noch niemand, daß in diesen beiden, die man oft meine Leibfuchse nannte, das destruktive und konservative Extrem des Zeitalters auseinandertreten würde.

(Wolfgang Menzel in «Denkwürdigkeiten» über seine Bonner Begegnung mit Heine)

Heine selbst beteiligt sich anfangs am burschenhaften Leben und wird Mitglied der Landsmannschaft „Allgemeinheit“ (in der Zukunft keine Zusammenarbeit mit Franzosen, Juden und Slaven). Der Verein wurde im Juni 1820 verboten und aufgelöst. Nach der schmerzlichen Amalien-Episode sucht er im Studentenleben und Gedichten eine Flucht aus der Enttäuschung.

1822 veröffentlicht er die Ballade *Die Grenadiere*, die auf Napoleons Russlandfeldzug zurückgreift. Viele Jahre später stellt die Kritik fest, dass dieses Gedicht sogar die französische Nationalhymne werden könnte. Die Ballade war ein „Lieblingstext“ vieler Komponisten (u.a. Richard Wagner und Robert Schumann).

Die Grenadiere

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer –
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!

Der andre sprach: Das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beßres Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind –
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Heine wechselt die Universitäten, verlässt Bonn und begibt sich an die traditionsreiche, doch vielleicht Anfang des 19. Jahrhunderts etwas verkrustete Universität Göttingen. Dass er sich in Göttingen nicht besonders wohl fühlte, zeigen seine späteren Äußerungen in den *Reisebildern*:

Im allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingeteilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh; welche vier Stände doch nichts weniger als streng geschieden sind. Der Viehstand ist der bedeutendste. Die Namen aller Studenten und aller ordentlichen und unordentlichen Professoren hier herzuzählen, wäre zu weitläufig; auch sind mir in diesem Augenblick nicht alle Studentennamen im Gedächtnisse, und unter den Professoren sind manche, die noch gar keinen Namen haben. Die Zahl der Göttinger Philister muß sehr groß sein, wie Sand, oder besser gesagt, wie Kot am Meer; wahrlich, wenn ich sie des Morgens, mit ihren schmutzigen Gesichtern und weißen Rechnungen, vor den Pforten des akademischen Gerichtes aufgepflanzt sah, so mochte ich kaum begreifen, wie Gott nur so viel Lumpenpack erschaffen konnte.

(Heinrich Heine, *Die Harzreise*)

In Göttingen lehrten seiner Zeit so berühmte Persönlichkeiten wie der Naturwissenschaftler, Arzt und Dichter Albrecht von Haller, der Begründer der klassischen Philologie Christian Gottlob Heyne, der Physiker, Philosoph und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg. Zu Heines Zeiten herrschte an der Universität ein kalter und verschlossener Egoismus. Die Beziehungen zwischen Professoren und Studenten waren distanziert. Die Universität betreute der niedersächsische Adel, der so eine Stimmung bewusst manipulierte.

Die Göttinger Studenten nannte Heine „patente Pomadenhengste, Prachtausgaben wäßriger Prosaiker“. Er duellierte zu schnell gegen alle Verbote und muss auch Göttingen verlassen.

Berlin und die große Freiheit

Im März 1821 kommt Heine nach Berlin. Nun ist er mitten in Preußen, wo zunächst Ruhe herrscht. Die Stadt hat 200 000 Einwohner und ist die größte Stadt Deutschlands. Die Metropole hat reiche Mäzene: Fast blitzartig entstehen große Museen, Galerien und andere Einrichtungen mit Kunstschätzen. Berlin war gesellschaftliches und ökonomisches Zentrum Preußens. Aber es herrschten auch in vielen Bereichen drastische Maßnahmen: Die Karlsbader Beschlüsse wurden hier rigoros eingehalten, der Brockhaus-Verlag unterlag einer scharfen Zensur. Besonders streng wurde die Universität bewacht, was sich negativ auf das kulturelle Leben auswirkte. Der Zensor griff mächtig ein, als Heine im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ seine *Briefe aus Berlin* publizierte. Man muss sich wundern, dass sogar Heines Plauderton Emotionen der Zensoren wecken konnte.

Aber ich sehe, Sie hören schon nicht mehr, was ich erzähle, und staunen die Linden an. Ja, das sind die berühmten Linden, wovon Sie so viel gehört haben. Mich durchschauert's, wenn ich denke, auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden, unter diesen Bäumen war der Liebblingsspaziergang so vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte – Er! Aber ist die Gegenwart nicht auch herrlich? Es ist just 12, und die Spaziergangszeit der schönen Welt. Die geputzte Menge treibt sich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Westen? Hören Sie die tiefsinnigen Bemerkungen, die er seiner Donna zulispelt? Riechen Sie die köstlichen Pomaden und Essenzen, womit er parfümiert ist? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt, und kräuselt sich die Haare. Aber schauen Sie die schönen Damen! Welche Gestalten! Ich werde poetisch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun.

Sie blühh so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand,
Ein Dichter hat sie sinnig:
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenschals!

Welch schöne Wangenblüte!
Welch schöner Schwanenhals!

(Briefe aus Berlin. Erster Brief, 26.01.1822)

Die restaurative Politik griff hart in das gesellschaftliche Leben ein. Juden wurde der Dienst in höheren Militärrängen, akademischem Bereich und gehobenem Staatsdienst verweigert. Blanken Antisemitismus äußerte schon 1816 der preußische Innenminister Schuckmann: Der Charakter des Volkes im Ganzen fußt auf niederträchtiger Eitelkeit, schmutziger Habsucht und listiger Gaunerei. Die bereits verbreitete Berliner Judenfeindschaft hatte in solchen Aussagen ihren Nährboden.

Das Studium kann warten, Heine genießt die schönsten „Ecken“ Berlins: Königstraße, Schlosspark, Lustgarten, Tiergarten, Friedrichstraße, Unter den Linden. Er besucht die Restaurants und Cafés: Reichmann, Royal. Er ist begeistert, in der Börsenhalle einen Lesesaal zu finden, wo 100 Zeitungstitel zur Verfügung standen. Das weckte bei dem künftigen (auch) großen Journalisten und „Zeitungsfresser“ erhebliche Emotionen. Berlin wirbelte von Theater- und Opernpremieren, die Heine eifrig besuchte. Er war ein aufmerksamer Besucher von Museen und Ausstellungen.

In Berlin existierten damals bekannte Salons, zu denen auch Heine Zugang hatte: Elise von Hohenhausen, eine Übersetzerin Byrons, Henriette Herz und Rahel Varnhagen. „Hier waren Frauen und Männer, Adlige und Bürgerliche, Juden und Christen gleichermaßen geachtet, hier gab es keine Einschränkungen der Gesprächsthemen, sondern sogar einen Hauch von Opposition, hier zählte Persönlichkeit und die Fähigkeit zum Dialog“ (Wolfgang Hädecke, Heinrich Heine. Eine Biographie, S. 141).

Heine trifft hier den Vertrauten von Metternich – Friedrich von Gentz, den Schriftsteller Chamisso und Bettine von Arnim. Der Salon hatte Kolorit und literarisches Niveau.

Aber auch in den Gaststuben „Lutter und Wegener“ trifft Heine auch E.T.A. Hoffmann und Christian Dietrich Grabbe. Er lernt Schleiermacher und Humboldt kennen. Es erscheinen mehrere wohlwollende Rezensionen seines Gedichtbandes, die den neuen Klang in der Lyrik betonen. Dank dieser Rezensionen kommt er für viele Jahre in persönlichen Kontakt mit Karl Leberecht Immermann.

Heines Verhältnis zu Rahel Varnhagen und ihrem Mann Karl August Varnhagen von Ense, der aus dem preußischen Staatsdienst wegen liberalen Anschauungen entlassen wurde, war besonders warm. Sie erkannte sein großes Talent und diente mit Ratschlägen, von Ense blieb das ganze Leben Heines bester Freund, der seine Buchpublikationen vermittelte. Rahel schreibt 1830 an Friedrich von Gentz:

(...) Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so Viele, und immer zu Viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andre nicht vernahmen, das gewann ihn mir; und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie Alle, gern; und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck: doch das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf. Mit einemale bekam ich sein fertiges, eingebundenes Buch von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich drin. Der Schlag war geschehen (...) thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts, als ihm schreiben: nun sähe ich es völlig ein, weshalb man bei Fürstinnen erst die Erlaubnis erbittet, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen etc. Wir bleiben uns aber hold nach wie vor: und Sie haben mir jetzt durch ihn ein großes Kompliment gemacht. Mir gefällt von ihm besonders das eine Seebild, wo er in den Wolken die alten Götter zu sehen glaubt; wunderschön.

(Rahel Varnhagen v. Ense an Friedrich von Gentz, 9. Oktober 1830)

An der Universität überwogen romantisch-konservative Stimmungen, die der damals liberal gesinnte junge Heine als offene Wunde tragen musste. Das Brotstudium interessierte ihn wenig zu Gunsten philologisch-historischen Seminaren, wie etwa des liberal denkenden August Böckh, der griechische Literatur las. Friedrich August Wolf erläuterte Aristophanes Komödien und Friedrich von Raumer stellt die Geschichte des 18. Jahrhunderts und der Französischen Revolution vor. Der junge Heine hatte Glück: In Berlin las einer der größten Philosophen seiner Zeit – Georg Wilhelm Friedrich Hegel, an dessen Kollegs über Logik und Metaphysik, Religionsphilosophie, Anthropologie und Philosophie der Weltgeschichte Heine sich beteiligte. In den *Geständnissen* beschreibt er zwei Jahre vor dem Tod sein Verhältnis zu Hegel und schildert viele Privatgespräche.

Unterdessen erscheint im Maurer-Verlag der Band *Gedichte*. Zudem veröffentlicht Heine die Tragödie in acht Bildern *Almanzor*, dessen Handlung um 1500 in der Gegend von Granada spielt. Heine hat sich für die Geschichte Islams (vielleicht nicht ohne Einfluss Schlegels) und die Koexistenz von drei Religionen – Christentum, Islam und Judentum interessiert. In diesem

Stück fallen die als Antizipation empfundenen Worte: „Dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen“.

Die Uraufführung fand am 20. August 1823 im Braunschweiger Nationaltheater statt und war ein Flop und musste abgesagt werden. Die Heine-Forschung (Manfred Windfuhr u.a.) ist der Meinung, dass man hier antisemitische Töne nicht ausschließen kann. Die Islamische Seite dagegen würdigte öfter das Toleranzstück. Heine scheiterte als Dramatiker, denn auch *Ratcliff* ist niemals aufgeführt worden. Die Niederlage traf ihn sehr persönlich.

Über Polen

An der Berliner Universität studierten viele junge Polen, meistens Söhne des polnischen Adels aus der preußisch regierten Provinz Posen, zu denen Heine gute Kontakte hatte. Er protestierte heftig, als 32 Studenten die Universität verlassen mussten. Er solidarisiert sich mit dem Freiheitspathos der jungen Polen.

Heine war befreundet mit Eugen Graf Breza, dessen Vater Stanisław Abgeordneter und Gutsbesitzer in Świątkowo bei Gnesen war. Heine verbrachte dort mehrere Wochen und veröffentlichte im „Der Gesellschafter“ den Essay *Über Polen*. Die Zensur griff mächtig ein und versuchte den Text zu verstümmeln. Bedauerlicherweise hatte Heine diese interessante Skizze niemals in die *Reisebilder* aufgenommen, obwohl er einen interessanten Fokus über das damalige Polen unter preußischer Herrschaft präsentierte. Gezeigt werden soziale und gesellschaftliche Probleme der dortigen Gebiete. Besonders erschüttert ist der junge Heine über die Lage der Bauern, die hier im Osten noch Leibeigene sind. Das entworfene Bild der im Straßengraben liegenden betrunkenen Bauern bestätigt sein Wissen über die ungezügelte Trunksucht der Polen.

Vom Äußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzuteilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallengehölze usw.; hier gibt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie gibt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger, als an die – ästhetischen Pustkuchen. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemütswitz, Humor), der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen ebenso unwillkürlich ist, wie das Ingesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das

grobe Original jener feinen Polenröcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen; zweitens, die Messe zu hören, und drittens, sich vollzusaufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle viere ausgestreckt, in einer Straßengasse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die, in wehmütiger Gruppierung, die Betrachtung zu machen scheinen: daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn – drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. – Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die meisten lassen dasselbe lang herunterwallen. Dadurch haben so viele Bauern die *Plica polonica* (Weichselzopf), eine sehr anmutige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Lange-Haartum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: »Ich küsse die Füße.« Wer den Gehorsam personifiziert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! – und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höherschätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigentümer gemacht werden? so müßte ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glückseligkeit in seiner Relativität auffaßt, und sich wohl merkt, daß es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muß man gestehen, daß der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist – um so mehr, da er gar nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daß, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbständigen Eigentümern machte, sie sich gewiß bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiß dadurch in größeres Elend geraten würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigentum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wär er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs ist, so muß der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch

sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepirt ist. Er gibt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben.

(Heinrich Heine, *Über Polen, Reisebilder*)

Heine begegnet zum ersten Mal Ostjuden und kann ihre Lebensweise und Kultur beobachten. Im Großherzogtum Posen leben etwa sieben Prozent Juden, allgemein in Armut. Der Kontrast zu Juden in Deutschland war äußerst groß.

Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen usw. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauer, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W-cksche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Terzianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Judenjargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinstallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und – elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes, und mit Polnisch fassoniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige rieten, die polnischen Protestanten zum Katholizismus zurückzuzwingen, antwortete derselbe: »Sum rex populorum sed non conscientiarum!« – Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünstigt. Sie scheinen dem Adel weit nähergestanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. – In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb, und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei

wunderliche Formen hineinquetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf, und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebevoller Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel, ist mir noch immer lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.

(Heinrich Heine, *Über Polen, Reisebilder*)

Sicher waren das interessante Beobachtungen, allerdings dürfen wir nicht vergessen, dass den Text ein 25-jähriger Heine schreibt, noch ohne größere Lebenserfahrungen. Deshalb sind wohl manche Bemerkungen nicht frei von Naivität und jugendlichem Pathos. Mit Emphase und überschwänglichen Worten beschreibt er die schöne Polin und bedient sich dabei der Blumenmetapher.

In dem zweiten Teil *Über Polen* beschreibt er den politischen Gemütszustand der Polen.

(...) muß bekennen, daß ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern. Das ist eine törichte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer inneren Notwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabene Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung usw.), wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slawisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. – Der Charakter der Polen

war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist dies nicht mehr der Fall, es suchen sehr wenige Militärdienste.

(Heinrich Heine, *Über Polen, Reisebilder*)

Zum Abschluss der Skizze beschreibt Heine Posen, die Kathedrale, die er mit dem Kölner Dom vergleicht, und schildert das kulturelle Leben der Hauptstadt der Provinz, indem er auch auf Lücken aufmerksam macht:

In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und, wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkyschen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschland leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzlich Veresenken in deutschen Geist und deutsches Wesen notwendig erfordert. Den deutschen Altertumsforscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im allgemeinen übel akkreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde.

(Heinrich Heine, *Über Polen, Reisebilder*)

Studienabschluss in Göttingen. Harzwanderung

Im Mai 1823 verlässt Heine Berlin und begibt sich für etliche Monate zu den Eltern in Lüneburg. Die Familie drängt, das von ihm verhasste Jurastudium zu beenden. Aber zunächst besucht er wegen häufigen Migränenfällen die Seebäder von Cuxhaven. Der Besuch bei den Eltern in der ruhigen Provinzstadt eignet sich für eine ruhige Schaffensperiode. Unter anderem entstehen Gedichte, die später im Zyklus *Die Heimkehr* in den Reisebildern aufgenommen worden sind. Er schreibt Aufsätze für Zeitschriften, viele Briefe an Moses Moser und Varnhagen. Im Juli 1823 reist er nach Hamburg, verkehrt in jüdischen Kaufmannskreisen und beobachtet das literarische Leben der Stadt.

Er erhält vom Onkel das Ultimatum, das Studium zu beenden. Heine begibt sich nach Göttingen, wo er nicht ohne Mühe zum Dr. jur. promoviert. Während des Göttinger Aufenthaltes unternimmt er eine Reise durch den Harz und Thüringen, besucht Goethe in Weimar, arbeitet an *Rabbi von Bacherach*, lässt sich taufen und übertritt zur evangelischen Kirche. Sein Verhältnis zum Judentum kennzeichnete eine Doppelseitigkeit. Zeitlebens hat er seine Liebe zum Märtyrervolk geäußert, andererseits kritisiert er oft das Judentum als „geborenen Feind“ aller Religionen.

Seine Vernunft machte die Juden verantwortlich für den großen despotischen Gott, den sie der Menschheit beschert hatten; seine Vernunft trennte ihn, den Juden Harry Heine, von seinem Volk – sein Gemüt war durchtränkt mit hebräischen Bildern und hebräischen Melodien. Man kann Dogmen abschwören, aber nicht Erinnerungen. Man kann sein Ich von einer Lehre trennen, aber nicht herauslösen aus einem Gewebe, das zusammengewoben ist aus dem eigenen Dasein und den uralten Bildern und Klängen der Ahnen. »*Verwelke meine Rechte, wenn ich Deiner vergesse, Jeruscholayim*«, sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen. Das schrieb er in der Jugend. Und im Alter dichtete er: *Lechzend klebe mir die Zunge an dem Gaumen, und es welke meine rechte Hand, vergäße ich jemals Dein, Jerusalem!* Das ist es, was noch bindet die schon fern sind der Lehre, erst recht fern dem Kult: daß die eigene Jugend noch wie mit einem Schimmer umgeben war von den großen feierlichen Gebärden und festlichen Stimmen der Vorfahren. Das Gemüt wird weich, weil die Melodie des Einst erlöst von der Härte der Täglichkeit. All dies Erlösende, all dieser Zauber ist eingesargt in der überkommenen Religion: und Heine spürte noch in der gehaßten Mumie Judentum den lebenden Zauber. Er rettete das klingende Judentum und

verließ das klanglose. Der Kämpfer für Menschenrechte war gegen die Antisemiten; aber der Enthusiasmus für Menschenrechte allein hätte nicht die *hebräischen Melodien* dichten können. Heine war mehr als ein Feind der Antisemiten, als ein Feind der Schacher- und Reförmchenjuden: er war ein Sänger Jeruscholayims, ein Sänger jüdischen Schmerzes; der Sänger einer unglücklichen Rasse – denn *die jüdische Religion ist gar keine Religion, sondern ein Unglück.*

(Ludwig Marcuse)

Reisebilder: Die Harzreise

Die Reiseliteratur hat in der europäischen Kultur große Traditionen. Heines Reisebilder gehören zweifellos zu jener Tradition. Es ist eine Gattung, die der Leser besonders präferiert.

Heines *Harzreise* (erschienen 1826 in Buchform als erster Band der *Reisebilder* bei Hofmann&Campe) fußt auf den Beobachtungen, die er während der Fußwanderung machte. Der Text enthält Reflexionen über die Gesellschaft, Natur und Politik, nicht selten im ironischen und satirischen Gewand, wobei der Philister fast seine Obsession geworden ist. Seine Prosa zeigt offensichtliche Stimmungsbrüche und eine ständige Annäherung an die Alltagssprache.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder, wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Öffnung, die wie ein Kaminfege Loch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, gibt Regeln, wie man sich an den Leitern festzuhalten habe, und bittet, angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerkswesen versteht. Es gibt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquententracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen vieren hinabklettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter sein mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett leitet, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinabführt. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je kennengelernt habe. Die Leitersprossen sind kotig naß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser beteuert immer: es sei gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur beileibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorsichtiger Mensch hinuntergestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgesinterte Wasser heraufzuwinden.

Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand herausklopft. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika »Hurrah Lafayette!« schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: – immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinenbewegung, unterirdisches Quellengeriesel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hineinflimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Atmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschigen Leitersproussen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nordsee erlebte, und ich meinte jetzt, es sei doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeterstückchen losblasen, zwischendrein der lustige Matrosenlärm erschallt, und alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! – Nach Luft schnappend stieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es luftiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir schon besser zumute, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen wahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählich in die Höhe mit dem Gruße »Glückauf!« und mit demselben Wiedergruß von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend rätselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tief sinnig klaren Blicken, die ernstfrommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnisvoll beleuchteten Gesichter dieser jungen und alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinauf sehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche, pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stelle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, sowie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Festlichkeiten damals stattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zither gespielt und gesungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheit ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute und er selbst ganz besonders, sich gern würden totschlagen lassen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. – Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Untertanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter sein, und witziger und ergötzlicher, aber keines ist so

treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist, wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressenfloskel.

(Heinrich Heine, *Die Harzreise*)

Weiter ging es Richtung Brocken und dann nach Weimar:

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder junger Mensch, sagte mir: der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Déjeuner dinatoire, das aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirt ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brot gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

König ist der Hirtenknabe,
Grüner Hügel ist sein Thron,
Über seinem Haupt die Sonne
Ist die schwere, goldne Kron.
Ihm zu Füßen liegen Schafe,
Weiche Schmeichler, rotbekreuzt;
Kavaliere sind die Kälber,
Und sie wandeln stolz gespreizt.
Hofschauspieler sind die Böcklein,
Und die Vögel und die Küh,
Mit den Flöten, mit den Glöcklein,
Sind die Kammermusici.
Und das klingt und singt so lieblich,
Und so lieblich rauschen drein
Wasserfall und Tannenbäume,
Und der König schlummert ein.
Unterdessen muß regieren
Der Minister, jener Hund,
Dessen knurriges Gebelle
Widerhallet in der Rund.
Schläfrig lallt der junge König:
»Das Regieren ist so schwer,
Ach, ich wollt, daß ich zu Hause
Schon bei meiner Kön'gin wär!
In den Armen meiner Kön'gin
Ruht mein Königshaupt so weich,

Und in ihren lieben Augen
Liegt mein unermesslich Reich!«

(Heinrich Heine, *Die Harzreise*)

Heines Prosatext enthält mehrere Gedichte, die die Stimmung der Wanderung beachtlich bereichern.

Bergidylle

Auf dem Berge steht die Hütte,
Wo der alte Bergmann wohnt;
Dorten rauscht die grüne Tanne,
Und erglänzt der goldne Mond.
In der Hütte steht ein Lehnstuhl,
Reich geschnitzt und wunderbar,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin ich!
Auf dem Schemel sitzt die Kleine,
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
Äuglein wie zwei blaue Sterne,
Mündlein wie die Purpurros.
Und die lieben, blauen Sterne
Schaun mich an so himmelgroß,
Und sie legt den Lilienfinger
Schalkhaft auf die Purpurros.
Nein, es sieht uns nicht die Mutter,
Denn sie spinnt mit großem Fleiß,
Und der Vater spielt die Zither,
Und er singt die alte Weis.
Und die Kleine flüstert leise,
Leise, mit gedämpftem Laut;
Manches wichtige Geheimnis
Hat sie mir schon anvertraut.
»Aber seit die Muhme tot ist,
Können wir ja nicht mehr gehn
Nach dem Schützenhof zu Goslar,
Und dort ist es gar zu schön.
Hier dagegen ist es einsam,
Auf der kalten Bergeshöh,
Und des Winters sind wir gänzlich
Wie vergraben in dem Schnee.
Und ich bin ein banges Mädchen,
Und ich fürcht mich wie ein Kind
Vor den bösen Bergesgeistern,

Die des Nachts geschäftig sind.«
Plötzlich schweigt die liebe Kleine,
Wie vom eignen Wort erschreckt,
Und sie hat mit beiden Händchen
Ihre Äugelein bedeckt.
Lauter rauscht die Tanne draußen,
Und das Spinnrad schnarrt und brummt,
Und die Zither klingt dazwischen,
Und die alte Weise summt:
»Fürcht dich nicht, du liebes Kindchen,
Vor der bösen Geister Macht;
Tag und Nacht, du liebes Kindchen,
Halten Englein bei dir Wacht!«

(Heinrich Heine, *Die Harzreise*)

Heine besucht in Weimar mit einem Empfehlungsschreiben Goethe. Die Heine-Forschung ist sich ziemlich einig, dass die Begegnung fruchtlos verlaufen ist. Heine war kein Goethe-Verehrer, der Olympier dagegen verstand nicht immer die junge Dichtung. Trotzdem verhinderte ihn das nicht, am 1. Oktober 1824 an Goethe zu schreiben:

Ew. Exellenz

bitte ich, mir das Glück zu gewähren einige Minuten vor Ihnen zu stehen. Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fort gehen. Ich heiße H. Heine, bin Rheinländer, verweile seit kurzem in Göttingen, und lebte vorher einige Jahre in Berlin, wo ich mit mehreren Ihrer alten Bekannten und Verehrern (dem seeligen Wolf, Varnhagens etc) umging, und Sie täglich mehr lieben lernte. Ich bin auch ein Poet, und war so frey Ihnen vor 3 Jahren meine »Gedichte« und vor anderthalb Jahren meine »Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo« (Ratkliff und Almansor) zuzusenden. Außerdem bin ich auch krank, machte deßhalb vor 3 Wochen eine Gesundheitsreise nach dem Harze, und auf dem Brocken ergriff mich das Verlangen zur Verehrung Göthes nach Weimar zu pilgern. Im wahren Sinne des Wortes bin ich nun hergepilgert, nemlich zu Fuße und in verwitterten Kleidern, und erwarte die Gewährung meiner Bitte, und verharre

mit Begeistrung und Ergebenheit.

H. Heine

Weimar d 1' Oktober 1824

(zit. nach: Edda Ziegler, S. 51)

Natürlich können wir bei diesem kargen Gespräch Neid und Rivalität nicht ausschließen.

Der getaufte Heine

Heine wusste sehr wohl, dass der Taufzettel das Entreebillet zur europäischen Kultur ist. Am 28. Juni 1825 lässt er sich in Heiligenstadt bei Göttingen taufen. Die Zeremonie verlief diskret, denn Heine wollte seine jüdische Abstammung eher verheimlichen. Auch die orthodoxen Eltern und Onkel Salomon erleichterten nicht die Entscheidung. Also ein Vorgang, der keineswegs aus religiösen Gründen geschah. „Ich bin jetzt“ – berichtet er an Moses Moser – „bei Christ und Jude verhaßt. Ich bedauere sehr, daß ich mich getauft habe“.

Zwei Jahre vor seinem Tod schreibt er in den *Geständnissen*:

Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegierten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: Paris vaut bien une messe, so konnte ich mit Fug sagen: Berlin vaut bien un prêche, und ich konnte mir, nach wie vor, das sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christentum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gottheit Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Wert für mich als die andere; ich konnte aus Courtoisie ihre Uniformen tragen, wie z.B. der russische Kaiser sich in einen preußischen Gardeoffizier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revue in Potsdam beizuwohnen.

(zit. nach Edda Ziegler, S. 55)

Mit latentem Antisemitismus kam er auf allen Etappen seines Lebens in Berührung: Hänseleien in der Schule, Duelle an Universitäten, Abneigung gegen die „Hep-Hep-Bewegung“ und die deutschtümelnden Burschenschaften. Der Taufzettel hat ihm nicht viel geholfen. Niemals konnte er einen juristischen Beruf ausüben oder eine Professur erreichen.

Die Wildheit des Meeres

Heine kehrt nach Hamburg zurück und erhält vom Onkel, der stolz auf seinen Studienabschluss ist, eine Unterstützung für eine Badekur. Anschließend verbringt er einige Monate in Lüneburg, wo er am *Buch der Lieder* arbeitete.

Die Jahre 1825–1827 verbringt er auf Norderney und 1829 auf Helgoland, das damals ein beliebter und moderner Kurort mit einem regen Badeleben war. Ausflüge, Glücksspiele und meistens hölzerne Unterhaltungen dienten dem Zeitvertreib der Gäste. Heine genießt das Meer in allen Nuancen. Er verarbeitete literarisch die Erlebnisse und wurde zu den bedeutendsten Marinisten der europäischen Literatur gezählt.

Sturm

Es wütet der Sturm,
Und er peitscht die Wellen,
Und die Well'n, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weißen Wasserberge,
Und das Schifflin erklimmt sie,
Hastig mühsam,
Und plötzlich stürzt es hinab
In schwarze, weitgährende Flutabgründe –
O Meer!
Mutter der Schönheit, der Schaumentstiegen!
Großmutter der Liebe! schone meiner!
Schon flattert, leichenwitternd,
Die weiße, gespenstische Möwe,
Und wetzt an dem Mastbaum den Schnabel,
Und lechzt, voll Fraßbegier, nach dem Herzen,
Das vom Ruhm deiner Tochter ertönt,
Und das dein Enkel, der kleine Schalk,
Zum Spielzeug erwählt.

Vergebens mein Bitten und Flehn!
Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm,
Im Schlachtlärm der Winde.
Es braust und pfeift und prasselt und heult,
Wie ein Tollhaus von Tönen!
Und zwischendurch hör ich vernehmbar

Lockende Harfenlaute,
Sehnsuchtwilden Gesang,
Seelenschmelzend und seelenerreißend,
Und ich erkenne die Stimme.

Fern an schottischer Felsenküste,
Wo das graue Schloßlein hinausragt
Über die brandende See,
Dort, am hochgewölbten Fenster,
Steht eine schöne, kranke Frau,
Zartdurchsichtig und marmorblaß,
Und sie spielt die Harfe und singt,
Und der Wind durchwühlt ihre langen Locken,
Und trägt ihr dunkles Lied
Über das weite, stürmende Meer.

Heine fuhr manchmal mit Fischern auf offene See, die ihm ihre Abenteuer erzählten.

Die Liebe, wie in der gesamten Poesie von Heine, spielt auch in der Seedichtung eine bedeutende Rolle.

Die Flucht

Die Meeresfluten blitzen,
Bestrahlt vom Mondenschein.
Im schwanken Kahne sitzen
Zwei Buhlen, die schiffen allein.
»Du wirst ja blaß und blasser,
Du Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! dort ruderts im Wasser,
Mein Vater holt uns ein.« –

»Wir wollen zu schwimmen versuchen,
Du Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! ich hör ihn schon fluchen,
Ich höre ihn toben und schrein.« –

»Halt nur den Kopf in die Höhe,
Du Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter! Das Wasser, o wehe,
Dringt mir in die Ohren hinein.« –
»Es werden steif mir die Füße,
O Herzallerliebste mein!« –
»Geliebter, der Tod muß süße
In deinen Armen sein.«

Die vielen Situationen und Empfindungen, die man am Meer erleben konnte, hat bisher in der deutschen Literatur niemand beschrieben.

Der Schiffbrüchige

Hoffnung und Liebe! Alles zertrümmert!
Und ich selber, gleich einer Leiche,
Die grollend ausgeworfen das Meer,
Lieg ich am Strande,
Am öden, kahlen Strande,
Vor mir woget die Wasserwüste,
Hinter mir liegt nur Kummer und Elend,
Und über mich hin ziehen die Wolken,
Die formlos grauen Töchter der Luft,
Die aus dem Meer, in Nebelheimern,
Das Wasser schöpfen,
Und es mühsam schleppen und schleppen,
Und es wieder verschütten ins Meer,
Ein trübes, langweiliges Geschäft,
Und nutzlos, wie mein eignes Leben.
Die Wogen murmeln, die Möwen schrillen,
Alte Erinnerungen wehen mich an,
Vergessene Träume, erloschene Bilder,
Qualvoll süße, tauchen hervor!

Es lebt ein Weib im Norden,
Ein schönes Weib, königlich schön.
Die schlanke Zypressengestalt
Umschließt ein lüstern weißes Gewand;
Die dunkle Lockenfülle,
Wie eine selige Nacht,
Von dem flechtengekrönten Haupte sich ergießend,
Ringelt sich träumerisch süß
Um das süße, blasse Antlitz;
Und aus dem süßen, blassen Antlitz,
Groß und gewaltig, strahlt ein Auge,
Wie eine schwarze Sonne.

O, du schwarze Sonne, wie oft,
Entzückend oft, trank ich aus dir
die wilden Begeistrungsflammen,
Und stand und taumelte, feuerberauscht –
Dann schwebte ein taubenmildes Lächeln
Um die hochgeschürzten, stolzen Lippen,
Und die hochgeschürzten, stolzen Lippen

Hauchten Worte, süß wie Mondlicht,
Und zart wie der Duft der Rose –
Und meine Seele erhob sich
Und flog, wie ein Aar, hinauf in den Himmel!

Schweigt, ihr Wogen und Möwen!
Vorüber ist Alles, Glück und Hoffnung,
Hoffnung und Liebe! Ich liege am Boden,
Ein öder, schiffbrüchiger Mann,
Und drücke mein glühendes Antlitz
In den feuchten Sand.

Heines Meereslyrik zeigt das Wechselspiel zwischen Mensch und Natur. Das Meer war für ihn voller Geheimnisse und hatte etwas Magisches.

Während der Badekur plagen ihn immer häufiger Existenzängste, wie es weiter gehen soll in Hamburg oder Berlin. Kunstvoll „vermischt“ er diese Ängste mit faszinierenden Seebildern. Die Natur erscheint nicht als Kulisse, Symbol oder Reflex des „Ego“, sondern als real existierende Wirklichkeit.

Seekrankheit

Die grauen Nachmittagswolken
Senken sich tiefer hinab auf das Meer,
Das ihnen dunkel entgegensteigt,
Und zwischendurch jagt das Schiff.
Seekrank sitz ich noch immer am Mastbaum,
Und mache Betrachtungen über mich selber,
Uralte, aschgraue Betrachtungen,
Die schon der Vater Loth gemacht,
Als er des Guten zuviel genossen
Und sich nachher so übel befand.
Mitunter denk ich auch alter Geschichtchen:
Wie kreuzbezeichnete Pilger der Vorzeit,
Auf stürmischer Meerfahrt, das trostreiche Bildnis
Der heiligen Jungfrau gläubig küßten;
Wie kranke Ritter, in solcher Seenot,
Den lieben Handschuh ihrer Dame
An die Lippen preßten, gleich getröstet –
Ich aber sitze und kaue verdrießlich
Einen alten Hering, den salzigen Tröster
In Katzenjammer und Hundetrübsal!
Unterdessen kämpft das Schiff
Mit der wilden, wogenden Flut;
Wie'n bäumendes Schlachtroß, stellt es sich jetzt

Auf das Hinterteil, daß das Steuer kracht,
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab
In den heulenden Wasserschlund,
Dann wieder, wie sorglos liebematt,
Denkt es sich hinzulegen
An den schwarzen Busen der Riesenwelle,
Die mächtig heranbraust,
Und plötzlich, ein wüster Meerwasserfall,
In weißem Gekräusel zusammenstürzt
Und mich selbst mit Schaum bedeckt.
Dieses Schwanken und Schweben und Schaukeln
Ist unerträglich!
Vergebens späht mein Auge und sucht
Die deutsche Küste. Doch ach! nur Wasser,
Und abermals Wasser, bewegtes Wasser!
Wie der Winterwanderer des Abends sich sehnt
Nach einer warmen, innigen Tasse Tee,
So sehnt sich jetzt mein Herz nach dir,
Mein deutsches Vaterland!
Mag immerhin dein süßer Boden bedeckt sein
Mit Wahnsinn, Husaren, schlechten Versen
Und laulich dünnen Traktätchen;
Mögen immerhin deine Zebras
Mit Rosen sich mästen statt Disteln;
Mögen immerhin deine noblen Affen
In müßigem Putz sich vornehm spreizen
Und sich besser dünken als all das andre
Banausisch dahinwandelnde Hornvieh;
Mag immerhin deine Schneckenversammlung
Sich für unsterblich halten,
Weil sie so langsam dahinkriecht,
Und mag sie täglich Stimmen sammeln,
Ob den Maden des Käses der Käse gehört?
Und noch lange Zeit in Beratung ziehen,
Wie man die ägyptischen Schafe veredle,
Damit ihre Wolle sich beßre
Und der Hirt sie scheren könne wie andre,
Ohn Unterschied –
Immerhin, mag Torheit und Unrecht
Dich ganz bedecken, o Deutschland!
Ich sehne mich dennoch nach dir:
Denn wenigstens bist du noch festes Land.

Buch der Lieder

Dr. jur., ein brotloser Dichter, kehrt in den nüchternen Alltag zurück. Nach kurzen Aufenthalten in Hamburg fährt er zu den Eltern nach Lüneburg, wo er in der kleinen Wohnung am Marktplatz an seiner neuen Veröffentlichung arbeitet. Campe drängt auf möglichst schnelle Drucklegung. Im Oktober 1827 erscheint Heines Flaggenschiff *Buch der Lieder* in einer Auflage von 2000 Exemplaren. Ein Kultbuch ohne gleichen. Bis 1856 sind 13 Auflagen erschienen. Dichter und Verleger lernten sich 1826 kennen und arbeiteten zusammen, trotz manchmal heftiger Auseinandersetzungen, bis zu Heines Tod. Der liberale Citoyen Julius Campe schätzte sein Schaffen und musste später hart mit der Zensur kämpfen, was ihm Heine keineswegs erleichterte. Jedenfalls war er stets bestrebt, für Heines Werke einen größeren Markt zu entwickeln.

Viele Lieder und Sonette des *Buches der Lieder* erfreuten sich einer ganz besonderen Leserfreundlichkeit (*Traumbilder*, *Die Grenadiere*, *Don Ramiro*, *Die Heimkehr* u.a.).

Das Lied von den Dukaten

Meine güldenen Dukaten,
Sagt wo seid ihr hingerauscht?

Seid ihr bei den güldnen Fischlein,
Die im Bache froh und munter
Tauchen auf und tauchen unter?

Seid ihr bei den güldnen Blümlein,
Die auf lieblich grüner Aue
Funkeln hell im Morgentaue?

Seid ihr bei den güldnen Vögeln,
Die da schweifen glanzumwoben
In den blauen Lüften oben?

Seid ihr bei den güldnen Sternlein,
Die im leuchtenden Gewimmel
Lächeln jede Nacht am Himmel?

Ach! Ihr güldenen Dukaten,
Schwimmt nicht in des Baches Well,
Funkelt nicht auf grüner Au,

Schwebet nicht in Lüften blau,
Lächelt nicht am Himmel hell –
Meine Manichäer, traun!
Halten euch in ihren Klauen.

Das »Buch der Lieder« enthält, in fünf Zyklen chronologisch geordnet, 237 Gedichte, das Fazit von Heines »lyrischem Jugendleben«. Dieses wurde – bei aller Originalität – angeregt von unterschiedlichen literarischen Traditionen. Deren wichtigste, auch im Selbstverständnis des Autors, ist die des Volkslieds. Heine versteht darunter, ganz im Einklang mit seiner Zeit, die von den Romantikern gesammelten mündlich überlieferten, aber auch nachgedichtete Lieder im Volkston; Gedichte also, die sich, nachempfindend oder in bewußt satirischer Brechung, in Verfaß, Stil, Sprache oder Thematik am authentischen Volkslied orientieren. Der Titel eines der Zyklen, »Junge Leiden«, weist hin auf weitere Traditionen: die auf Petrarca zurückgehende höfische Dichtung des Liebesschmerzes, den mit Byrons Gedichten in Mode gekommenen Weltschmerz und auch die von Goethes »Leiden des jungen Werthers« ausgelösten Nachwehen des »Wertherfiebers«. Heine variiert diese Traditionen vielfältig, bildet sie souverän um und weiter.

Das Hauptthema seiner Jugendlyrik aber, die unglückliche Liebe, ist aus literarischen Traditionen und Moden allein nicht zu erklären. Hier gestaltet sich eine existentielle Erfahrung des Jungen Heine. Es wäre jedoch der Artistik dieser Lyrik wenig angemessen, wollte man die thematische Konstanz der immer gleichen »erotischen Passion« biographisch deuten. Heines unerwiderte Liebe zu Amalie und anderen Hamburger Cousinen ist zweifellos Erlebnishintergrund für die Entstehung seiner Jugendgedichte, aber nicht mehr. Die vielfachen Berechnungen, gleich, ob ins Schaurig-Romanzenhafte, ins Sentimentale, Frivole oder Ironische zeigen den Abstand zum Erlebten. Diese Lyrik ist nicht Konfession, sondern Rollenspiel, nicht Erlebnislyrik, sondern Fiktion, Wunsch und Traum. Das, was ihr lange Zeit als Gefühlskälte ausgelegt worden ist, erweist sich als bewußte Distanz zwischen dem lyrischen Ich und dem Ich des Autors.

(zit. nach Edda Ziegler, S. 106–107)

Eine beispiellose Popularität erreichte die *Loreley* mit autobiographischen Komponenten und wurde als Auseinandersetzung des Dichters mit der Romantik gedeutet, die sich auf Motiven des Volksmärchens stützt. Im nationalsozialistischen Deutschland existierte das Gedicht in Liederbüchern und Schulbüchern mit dem Hinweis: Autor unbekannt.

Das Gedicht hat einen bescheidenen Handlungsrahmen und fällt durch seine Schlichtheit auf. Es hatte im 19. Jahrhundert unzählige Liedfassungen bekannter Komponisten.

Loreley

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
dass ich so traurig bin;
ein Märchen aus alten Zeiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
und ruhig fließt der Rhein;
der Gipfel des Berges funkelt
im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
dort oben wunderbar;
ihr goldnes Geschmeide blitzet,
sie kämmt ihr goldenes Haar.

Sie kämmt es mit goldenem Kamme
und singt ein Lied dabei;
das hat eine wundersame,
gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
ergreift es mit wildem Weh;
er schaut nicht die Felsenriffe,
er schaut nur hinauf in die Höh.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
am Ende Schiffer und Kahn;
und das hat mit ihrem Singen
die Lore-Ley getan.

Schickt keinen Poeten nach London!

Heine begibt sich für mehrere Wochen nach England. Inzwischen ist auch der zweite Band der *Reisebilder* erschienen. Der Londoner „Morning Herald“ meldet: „Dr. H. Heine, the German Satirist and Poet, is now in London, on his tour to Paris“.

Ausgestattet mit Empfehlungsbriefen und einem von Onkel Salomon in der Bank von Baron von Rothschild eingerichteten Konto, begibt sich Heine in das Land von Shakespeare, Byron und Scott, aber auch in das Land des Kaisermörders. Heine vermischt in diesem Text Beobachtungen mit persönlichen Empfindungen, wobei oft krypto-politische und pseudo-soziologische Bemerkungen ein wenig störend wirken.

Die Engländer sind ein häusliches Volk, sie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben; im Kreise seiner Angehörigen sucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm schon durch seine angeborene gesellschaftliche Unbeholfenheit außer dem Hause versagt ist. Der Engländer ist daher mit jener Freiheit zufrieden, die seine persönlichsten Rechte verbürgt, und seinen Leib, sein Eigentum, seine Ehe, seinen Glauben und sogar seine Grillen unbedingt schützt. In seinem Hause ist niemand freier als ein Engländer; um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er ist König und Bischof in seinen vier Pfählen, und nicht unrichtig ist sein gewöhnlicher Wahlspruch: My house is my castle.

(...) Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen nichts gemein hat – denn über dem Menschengesindel, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility, wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigentum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

(Heinrich Heine, *Englische Fragmente*, erstmals erschienen in *Neue allgemeine politische Annalen* 1828)

Heine vergleicht häufig England mit Frankreich, meistens zu Gunsten Frankreichs, was bei der Frankomanie des Dichters keineswegs wundert.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die französische Presse, jene echte Repräsentation des Geistes und Willens der Franzosen! Wie ihr großer Kaiser die Muße seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktieren, uns die geheimsten Ratschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen

gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden: so haben auch die Franzosen selbst angefangen, die Tage ihres Mißgeschicks, die Zeit ihrer politischen Untätigkeit so rühmlich als möglich zu benützen; auch sie schreiben die Geschichte ihrer Taten, jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen, die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt sie meinem Rate, so veranstaltet sie noch eine ganz besondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübschkolorierten Abbildungen von der Einnahme der Bastille, dem Tuileriensturm u. Dgl.

(Heinrich Heine, *Englische Fragmente*)

Heines Bericht endet mit einer erneuten Franzosenverehrung:

Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: Die Freiheit ist eine neue Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist es doch ein Hoherpriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.

(Heinrich Heine, *Englische Fragmente*)

Die göttliche Bosheit in Bayern

Eine neue Möglichkeit bot sich nach der Rückkehr aus England bei Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf, Gutsbesitzer, einem alten Freund und Verleger von Goethe und Schiller, Herausgeber einiger Zeitschriften (u.a. der „Augsburger Allgemeine Zeitung“, einer führenden und meinungsbildenden Zeitung im Süddeutschland). Er hasste jede Engstirnigkeit und provinzielle Verhaltensweise, deshalb war seine Reise nach Bayern ein großes Risiko.

Von Hamburg reist er nach Bayern. Ohne Eile. Er wird zwar gut bezahlt werden, doch die Arbeit in einer Zeitschrift entspricht nicht seinen Erwartungen. In Kassel trifft er die Gebrüder Grimm und in Frankfurt lernt er Ludwig Börne persönlich kennen. Er ist von der frühen Begegnung etwas enttäuscht. Sie gehen durch das Judenviertel, das Heine bereits schon kennt. Auf Börnes Drängen will er den Goethe-Feind Wolfgang Menzel besuchen. Börne soll zu Heine gesagt haben: „Der hat Mut, der hat viel Courage, der ist ein grundehrlicher Mann und ein Gelehrter“ (vgl.: Heinrich Heine, *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*).

Cotta will Heine stark mit den „Neuen allgemeinen politischen Annalen“ und „Das Ausland“ binden und weiß nicht, dass der Dichter so langsam die Koffer packt. Heine leidet in München ungeheuer: Das Klima ist für ihn tödlich, wenige Bekannte, kein Salonleben und obendrein eine gescheiterte Germanistikprofessur.

Cottas Erwartungen, Heine werde an dem Münchener Journalismus-Leben aktiv teilnehmen, haben sich nicht erfüllt. Heine arbeitete langsam und halbherzig, denn da schwebten ihm andere Dinge im Kopf, z.B. eine Professur an der Universität zu erlangen, was durch Intrigen gegen den Juden-Heine vereitelt wurde. Cottas gute Beziehungen zum König Ludwig I reichten nicht aus, um die „Stimmung“ zu ändern. Auch der Minister Eduard von Schenk war nicht imstande, den König und den Hof für Heines außerordentliche Professur zu überzeugen.

Ich nehme mir die ehrerbietigste Freiheit, unter den vielen Ministerialanträgen, welche Eure Majestät in diesen beiden letzten Tagen vorgelegt wurden, Allerhöchstdenselben vorzüglich zwei zu allergnädigster Berücksichtigung untertänigst zu empfehlen, nämlich die begutachtete Unterstützung für einige unserer

ausgezeichnetsten Naturforscher, insbesondere der Professor Oken, zur Reise nach Berlin und das Anstellungsgesuch des Dr. Heinrich Heine als außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität. In den Schriften letzteren waltet ein wahrer Genius; sie haben das größte Aufsehen in ganz Deutschland erregt; einige Auswüchse und Verirrungen fanden sich in den Jugendwerken aller unserer großen Schriftsteller; mehrern, wahrhaft genialen Menschen in unserm deutschen Vaterlande hat am Anfang nur eine Wohltätige Fürstenhand gefehlt, die sie in Schutz und zugleich in Pflege nahm, ihre guten Eigenschaften aufmunterte und ihre Mängel und Verirrung väterlich zurechtzuweisen suchte. Dr. Heine bedarf auch einer solchen Hand und ich bin überzeugt, daß er, – wenn Ew. Majestät ihn Allerhöchst Ihres Schutzes würdigen, – einer unserer ausgezeichnetsten Schriftsteller werden wird.

(Eduard v. Schenk an König Ludwig I. von Bayern, 28. Juli 1828)

Hinzu kam nun die Polemik mit dem Grafen August von Platen-Hallermünde, der Heine den gelben Stern in die Klappe heftete. Heine fühlte sich betrogen und ins Ghetto verbannt. Nun wusste er mit Sicherheit, dass der (sogar getaufte) Jude niemals Professor werden kann, aber auch keinen bürgerlichen Beruf ausüben wird. Er spürte deutlich im Nacken den Hauch der katholischen Propaganda.

Der gereizte Heine will den homosexuellen Platen in Jauche ertränken. Das war reiner „Gossenjournalismus“ (Fritz J. Raddatz), der dann im 20. Jahrhundert gang und gäbe wurde. Die schmutzige Polemik hat natürlich alle „Völkischen“ erfreut, die Tag und Nacht ihr „Hepp, Hepp“ gegen die Juden verkündeten. Dieses Ereignis hat Heine wesentlich den Zugang sogar zu einer bürgerlichen Mittelschicht weit entfernt.

Platens billige und primitive Verhöhnung des Judentums, das er als moralisches Gebrechen sieht, ärgerte Heine besonders. Platens Passquell *Der romantische Ödipus* konnte er nur mit Mühe verschmerzen. Übrigens hatte das Stück eine schwache Aufnahme mit vielen kritischen Rezensionen. Heine schrieb an Immermann:

Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pedrasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt.

(Heines Brief an Karl Immermann, 26.12.1829)

Italien – Flucht aus München

Heine verlässt München und begibt sich über Innsbruck, Verona und Mailand, Genua und Livorno nach Bagni di Lucca, wo er Anfang September 1828 ankommt. Hier in Italien erreichte ihn die Absage des Königs. Zugleich erfährt er, dass ihn der ziemlich durchschnittliche und langweilige Graf von Platen heftig angegriffen hatte („nach Knoblauch stinkender Jude“). Zugegeben: Ein politischer Dichter, der sich für Polens Freiheit einsetzte.

Es wurde unbehaglich. Platen strebte ständig nach Ruhm und hielt sich für den größten Dichter Europas. Er verbreitete über Heine Lügen, dass Cotta Heine zum Erfolg geholfen hat, indem er ein Büchlein von ihm in sechs Tausend Exemplaren drucken sollte. Heine hatte bei Cotta niemals ein Buch veröffentlicht.

Im elften Kapitel der *Bäder von Lucca* schlägt der tief getroffene Heine zurück, indem er Platens homosexuelle Neigungen, die kein Geheimnis waren, ans Tagelicht bringt.

Wer ist denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennenlernten? Ach, lieber Leser, diese Frage las ich schon lange auf deinem Gesichte, und nur zaudernd gehe ich an die Beantwortung. Das ist ja eben das Mißgeschick deutscher Schriftsteller, daß sie jeden guten oder bösen Narrn, den sie aufs Tapet bringen, erst durch trockne Charakterschilderung und Personalbeschreibung bekannt machen müssen, damit man erstens wisse, daß er existiert, und zweitens den Ort kenne, wo die Geißel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders ist es noch jetzt bei neueren Völkern, z.B. den Engländern und Franzosen, die ein Volksleben und daher public characters haben. Wir Deutschen aber, wir haben zwar ein ganzes närrisches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieser Art, die wir besitzen, haben wirklich recht, wenn sie sich wichtig machen. Sie sind von unschätzbarem Werte und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt.

(...) Indessen das wahre Verdienst hat immer seinen Lohn gefunden, und dem Verfasser des »Ödipus« wird der seinige nicht entgehen, obgleich er sich auch hier, wie immer, nur dem Einfluß seiner adeligen und geistlichen Hintersassen hingab. Ja, es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Okzidents, daß jede gute oder böse Tat ihre nächsten Folgen habe für den Täter. Und kommen wird der Tag, wo sie kommen – mach dich darauf gefaßt, lieber Leser, daß ich jetzt etwas in Pathos gerate und schauerlich werde –, kommen wird der

[353] Tag, wo sie dem Tartaros entsteigen, die furchtbaren Töchter der Nacht, »die Eumeniden«. Beim Styx! – bei diesem Flusse schwören wir Götter niemals falsch –, kommen wird der Tag, wo sie erscheinen, die dunkeln, ungerechten Schwestern, sie werden erscheinen mit schlangengelockten, roterzürnten Gesichtern, mit denselben Schlangengeißeln, womit sie einst den Orestes geißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridische Klytämnestra. Vielleicht hört der Graf schon jetzt die Schlangen zischen – ich bitte dich, lieber Leser, denk dir jetzt die Wolfsschlucht und Samielmusik – Vielleicht erfaßt den Grafen schon jetzt das geheime Sündergrauen, der Himmel verdüstert sich, Nachtgevögel kreischt, ferne Donner rollen, es blitzt, es riecht nach Kolophonium – Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen steigen aus den Gräbern, sie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, sie beschwören ihn, ihre alten Eisenhosen anzuziehen, um sich zu schützen vor den entsetzlichen Ruten – denn die Eumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelschlangen werden sich ironisch an ihm vergnügen, und wie der buhlerische König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenturm gesperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winseln:

»Ach! sie fressen, ach! sie fressen,
Womit meistens ich gesündigt«.

Das war ein Kampf um die Popularität und Repräsentanz in Deutschland. Der „arme Graf“ contra der „erfolgreiche Dichter“. Auf der einen Seite die Homosexualität, auf der anderen – Zugehörigkeit zum Judentum. Aber beide standen in einem gespannten Verhältnis zu Deutschland, was auch letztendlich ihre Emigration bewiesen hat.

Überblickt man den ganzen unerquicklichen Streit, so kommt man zu einem schockierenden Ergebnis: Zwei Dichter haben einander bis aufs Messer bekämpft, die erstaunlich viel miteinander gemeinsam hatten. Beide waren Einzelgänger und Außenseiter. Beide trugen schwer an ihrer romantischen Herkunft, auch Platen, der Romantik-Feind, der am Konflikt zwischen dem überkommenen romantischen Erbe und seinen klassischen Idealen litt. Beide waren Ästhetiker, Heine aber gab sich zugleich als Robespierre, Sansculot und Saint-Just, während Platen nach jedem Strohalm griff, um seine ästhetische Existenz zu retten. Beide repräsentierten auf jeweils eigene Weise die hochkomplizierte Übergangsepoche, in die sie, fast gleichaltrig, hineingeboren waren. Platen stand mit bestimmten Teilen seines Werkes als politischer Dichter, als Zeitkritiker, als von der Zensur verfolgter Verfasser der Polen-Lieder, als Vorkämpfer für Freiheit und Völkerrecht Heine viel näher, als dieser wußte, nach den Münchener Informationen ahnen, nach dem bis 1829 vorliegenden Werk Platens wissen konnte. Thomas Mann schreibt über Platen: »Er war ein politischer Dichter, wie Heine es sich nur wünschen konnte«, doch Heine sah das nicht; andere »linke« Autoren haben nach Platens Tod versucht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Georg

Herwegh verfaßte zwei »Rettungen« Platens, in denen er auch auf poetische Ähnlichkeiten zwischen Heine und Platen hinwies (...)

(Wolfgang Hädecke)

Italien war für Heine keine Kunstreise. Zwar beschäftigte er sich mit politischen und gesellschaftlichen Fragen des Landes, doch Sprachschwierigkeiten behinderten die Kommunikation, so dass er sich auf die Badekur in Lucca konzentrierte. Zugleich arbeitete er an der *Reise von München nach Genua* als Teil der *Reisebilder*.

Bei der Weiterreise in Italien erreichte ihn die Nachricht vom Tod des Vaters. Er unterbricht die Reise und fährt nach Hamburg, wohin inzwischen seine Mutter verzogen ist.

Letzte Erfahrungen in Deutschland

Von April arbeitete Heine in Potsdam an einigen Texten und korrespondierte häufig mit Friederike Robert. Ende Juli 1829 kehrte er für mehrere Monate nach Hamburg zurück, wo er junge Schriftsteller, Künstler und Schauspieler kennenlernte. Er besuchte literarische Vorträge, aber war auch Gast in Tanzlokalen des Vergnügungsviertels. Die literarischen Leistungen waren ebenfalls dürftig. Heine befand sich in einer offensichtlichen Schaffenskrise. „Ja, ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben. Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, so wird doch dieses wenig dadurch gefördert“ (Heine, *Sämtliche Werke*).

Zudem war der häufige Eingriff der Zensur in seine literarischen und journalistischen Publikationen äußerst lästig. Campe tat natürlich das Mögliche, aber nicht immer mit Erfolg. Heines Reisebilder sind in Preußen und Rheinland verboten. Besonders streng waren bereits die Maßnahmen der Zensur, als der Dichter schon in Paris war. Die Angst vor den eigenen Worten zwang bereits Heine zu einer strengen Selbstkontrolle.

Heine erlebte vor der Reise nach Paris die Hamburger Unruhen und antijüdischen Ausschreitungen. Erneut ist er in Helgoland, um seine – wie er schrieb – zerrüttete Gesundheit zu verbessern. Hier erreichte ihn auch die Nachricht von der Julirevolution und dem Sturz des Regimes. Das bedeutete das Ende der Bourbonen-Herrschaft. Mit Begeisterung rechnet er mit politischen Veränderungen und sozialer Gerechtigkeit.

Heine fühlt sich in Hamburg immer unwohler. Unendlicher Streit in der Familie, das gespannte Verhältnis zu Onkel Salomon, mit dem er ständige Bosheiten tauscht. Erneut hat er Auseinandersetzungen mit Campe: Honorar, Papier, Auflage, Zensur. Heine unternimmt den letzten Versuch, die freie Stellung eines Ratssyndikus zu erwerben, jedoch ohne Erfolg (man suchte einen Fachjuristen, aber vielleicht waren seine politischen Anschauungen zu radikal). Diese Ereignisse „ebneten“ Heine den Weg nach Paris. Zudem sind seine *Reisebilder IV* in Preußen verboten worden.

Paris: „Spitze der Welt“

Am 19. Mai 1831 erreicht der fast 35-jährige die Stadt der Träume, der Revolution und Freiheit. Die Begegnung mit der Stadt – meint Rolf Hosfeld – ist fast ein erotisches Erlebnis. Paris hatte damals fast 1 Million Einwohner und galt (außer London) als die größte Hauptstadt Europas. Dazu eine kosmopolitische Stadt. Drei Viertel der Bewohner waren eher arme Arbeiter und Handwerker, Kleinhändler, Angestellte und Dienstleute, die 12–15 Stunden beschäftigt waren. Nur 8 Prozent waren wohlhabendere Bürger. Nur wenige gehörten dem Adel und reichen Bürgertum.

Die größte Emigrantengruppe bildeten die Deutschen (30 000). Viele von ihnen wurden in Deutschland als Vaterlandsverräter betrachtet. In einem Brief an Meyerbeer, wie Hädecke erinnert, schreibt Heine im April 1833 unverhohlen: „Germania, die alte Bärin, hat alle ihre Flöhe auf Paris ausgeschüttet und ich Ärmster werde davon am unaufhörlichsten zernagt“.

Die Wohnungen waren klein und eng, ohne Kanalisation und fließendes Wasser. Die miserablen hygienischen Zustände führten 1832 zum Ausbruch der Choleraepidemie, die 18 000 Menschen das Leben kostete. Die östlichen armen Bezirke galten als „die Brutstätten des Aufruhrs“ (Edda Ziegler).

Der alte Adel wohnte in Faubourg Saint-Germain links der Seine, die neue Finanzaristokratie im Faubourg Saint-Honoré und im Opernviertel auf dem rechten Seineufer, wo bei den großen Boulevards, in deren Nähe Heine meist wohnte, neue bürgerliche Viertel gebaut wurden. Stadtzentrum und Île de la Cité hatten sozial gemischte Bevölkerung; die Unterschichten wohnten hauptsächlich in den Faubourgs Saint-Marceau, Saint-Antoine und Saint-Denis sowie in den Vorstädten, was die hohe Zahl der Todesopfer während der Cholera-Epidemie 1832 erklärt. Moderne Kanalisation fehlte in großen Teilen der Stadt; nur die Häuser der Reichen hatten Fäkaliengruben und fließendes Wasser, die meisten Leute mußten Wasser von Trägern kaufen. Ölbeleuchtung gab es nur in den Häusern der »besseren« Kreise, Petroleumlampen erst nach 1850. Teile der Straßen waren nicht zuletzt aus Gründen der Sicherheit gasbeleuchtet, etwa die »Passage des Panoramas«, eine überdachte Geschäftsstraße.

(Wolfgang Hädecke)

Natürlich hatte Paris auch ein zweites Gesicht: Museen, Bibliotheken, die Oper, Theater, Bälle und Volksfeste. Bekannte Cafes und Restaurants des

Palais Royal, wo man später auch Heine treffen konnte, waren Treffpunkte der Pariser Gesellschaft.

Man betrachtete die Stadt als kulturelles Zentrum Europas und Brennpunkt politischer Strömungen (Royalisten, bürgerlich-konservative Republikaner, Saint-Simonisten). Die Weltstadt bot Asyl für Flüchtlinge nicht nur aus Europa. Der vierte Stand (das Proletariat) hat das restaurative Regime und Karl X einfach hinweggefegt (vgl. J. Trilse-Finkelstein).

So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigem Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinantes begeistertes Gewieher und die behahenden Töne des Esels.

(Heinrich Heine, Einleitung zum »Don Quixote«)

Heine wohnt in Paris eher bescheiden, meistens in Hinterhöfen, obwohl in bürgerlichen Vierteln, oft in der Nähe der Champs Elysee, aber auch Montmartre. In den Jahren 1831–1856 hatte er 21 Wohnadressen: die erste – Hotel de Hollande (bei Dr. Donndorf), rue Neuve-des-Bons-Enfants, die letzte (November 1854 bis Februar 1856) – rue Matignon.

Schon kurz nach der Ankunft stieß er auf die Saint-Simonisten. Es war eine vormarxistische Bewegung, die das Eigentum negierte und von Schwärmern und Phantasten hingerissen wurde. Nach dem Tod des asketischen Saint-Simone führte die Bewegung der exzentrische und empathische Barthélemy Prosper Enfantin. Heine nahm an etlichen Versammlungen teil. „Die Bewegung ist – meint Fritz J. Raddatz – mit dem Saint-Simonismus die doppelte Ablösung von christlichem Trübsinn und republikanischer Engstirnigkeit“.

Immer wieder stellt bereits die Heine-Forschung die waghalsige Frage, ob Heine in Paris berühmt war? Das ist eine weitere Legende, die mit Heines Leben verbunden ist. Der aktive, der geschätzte und bekannte Heine ist erst am Ende des Lebens in Frankreich berühmt geworden.

Die geistreiche Jovialität konnte »die Stirn des deutschen Träumers entwölken« – und es entstand das Buch, das Furore machte: »De l’Allemagne«. Es ist ein Buch aus vielen Büchern. Heines chaotische Arbeitsweise und Publikationsstrategie machen es bis heute den Heine-Forschern schwer, die einzelnen Entstehungsetappen, Neuzusammenstellungen und – oft qua Vorwort – revidierten Fassungen auseinanderzuhalten. Die seminarwürdigen Details, daß er zuerst zwei Drittel der späteren »Romantischen Schule«, danach die Schrift über die deutsche Religion und Philosophie, dann eine neu gemischte Zusammenstellung für die französische Buchausgabe »De l’Allemagne« geschrieben hat, von der zugleich der erste literarhistorische Teil in der »Europe littéraire« erschien und dieser Teil wiederum im April 1833 in einer Pariser Filiale »Heideloff u. Campe« unter dem Titel »Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland« – diese philologischen Details haben in unserem Zusammenhang nicht zu interessieren.

Wir wollen uns auf Heines veränderten geistigen Habitus einlassen. Der wird am ehesten kenntlich aus den Arbeiten, die er für sein deutsches Publikum verfaßte.

(Fritz Raddatz, S. 162–163)

In einem Brief schrieb er, alles Mögliche zu tun, um den Franzosen das geistige Leben Deutschlands bekannt zu machen. Zugleich veröffentlichte er in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, die von Cotta herausgegeben wurde, Artikel über aktuelle politische und kulturelle Ereignisse in Frankreich. 1832 erschienen in Hamburg *Französische Zustände* (3000 Exemplare), die aus den Skizzen in der „Allgemeinen Zeitung“ hervorgegangen sind, ähnlich wie die Artikel über französische Maler, die im Münchener „Morgenblatt für gebildete Stände“ unter dem Titel *Salon* publiziert wurden. 1837 veröffentlicht er in der Stuttgarter „Allgemeinen Theater-Revue“ Artikel über das französische Theater.

Er sieht eine Symbiose der Länder, über welche er schon 1831 im Artikel *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* geschrieben hat.

(...) unsre deutsche Philosophie [ist] nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. (...) Kant war unser Robespierre. – Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. – (...) die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirtschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigiert, der Mystizismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschtümelei,

die Gemütlichkeit. – Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichtischen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

(Lew Kopelew, S. 243)

Bei allen Bemühungen um eine Verständigung und geistige Zusammenarbeit, war Heine weiterhin das Ziel antisemitischer Äußerungen, wie etwa Gustav Pfitzners *Heines Schriften und Tendenz*, wo wir u.a. lesen, dass er Charakter und Gerechtigkeitsinn seines Volkes geerbt hat. Heines Replik war ein Meisterstück, leider von der Zensur verstümmelt, wofür er Campe verantwortlich machte. Die Zensur war Mitte der 30. Jahre besonders wachsam, wobei sie allergisch auf seine angeblichen Attacken auf die heiligen Werte der Religion reagierte. Auch der preußische Staatsminister wandte sich an den Hamburger Senat, um Heines *Salon I und II* als „revolutionäre wie irreligiöse Produkte“ verbitten zu lassen.

Mit Geldnot kämpfte Heine das ganze Leben, obwohl er – was wir bereits schon angesprochen haben – keineswegs in luxuriösen Verhältnissen lebte, und dies weder in Deutschland noch in Paris, wo die Lebenshaltungskosten verhältnismäßig hoch waren. Diesen Fragen schenkt Edda Ziegler in ihrem bereits hier öfter zitierten Heine-Buch ein umfangreiches Kapitel *Finanzen*. Es ist unter den Heine-Biographien eine der vollständigsten Darstellungen.

Heines literarische Einkünfte als freier Schriftsteller und Publizist, verglichen mit anderen Autoren, waren nicht niedrig. Zudem flossen auf sein Konto noch andere Einnahmen (Salomons Rente und andere Quellen). Die Buchhonorare von Campe und Zeitungshonorare von Cotta bildeten das materielle Gerüst seiner Existenz.

Zur optimalen Verwertung seiner literarischen Produktion entwickelt er als einer der ersten Autoren die Technik der Mehrfachpublikation, d.h. der Nutzung von Nebenrechten. Er veröffentlicht seine Texte zunächst als Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, dann in Buchform, beides auf dem deutschen wie auf dem französischen Markt. Die Bemühungen um das französische Publikum sind jedoch wenig ertragreich, ja, sie entfremden ihn zeitweise den deutschen Lesern, was sich Ende der 1830er Jahre im Rückgang der literarischen Einnahmen empfindlich bemerkbar macht. Wenig einträglich gestalten sich Heines Versuche, eine weitere literarische Goldader auch für sich anzuzapfen, die Bühne. Weder eine Aufführung

seiner dramatischen Frühwerke »William Ratcliff« und »Almansor«, noch die seines »Faust«-Balletts kommt zustande.

Ebenso wenig erfolgreich sind die Zeitschriftenprojekte, die Heine mehrfach plant, auch, um als Herausgeber und Autor finanziellen Gewinn daraus zu ziehen.

Aus den zahlreichen Vertonungen seiner Lieder, teils von so hochrangigen Komponisten wie Schubert, Schumann, Brahms und Wagner, läßt sich ebenso wenig Kapital schlagen. Sie sind zwar Renner im internationalen Musikbetrieb; für den Textdichter aber fallen, da entsprechende urheberrechtliche Bestimmungen fehlen, keine Tantiemen ab.

(Edda Ziegler, S. 148–149)

Nach eigenen Worten brauchte er jährlich 120 000 Francs, was weit seine Einkünfte überschritt. Als 1844 Onkel Salomon stirbt, wird zunächst sogar seine Rente eingestellt. Mit 8000 Mark, was 0,05 % der Erbmasse betrug, wurde Heine mit einem Almosen abgefertigt, was einen heftigen Familienstreit ausgerufen hat. Heine droht mit unangenehmen Familienenthüllungen. Nach Verhandlungen mit dem Haupterben Carl, der eine Kontrolle seiner „Schreiberei“ verlangt, zerläuft alles im Sand, obwohl auf Grund Heines Lähmungserscheinungen der Erbschaftsstreit eine Belastung war und wesentlich seine literarische Produktion einschränkte.

In den Jahren 1840–1848 erhält Heine von der französischen Regierung eine Staatspension in Höhe von 47 000 Francs jährlich, was einer Summe eines Universitätsprofessors entsprach. Es kam zu unangenehmen Spekulationen: Man warf ihm Bestechlichkeit und Vaterlandsverrat vor. Als bezahlter Schuft war er ein französischer Spion. Heine veröffentlichte in der „Allgemeinen Zeitung“ eine öffentliche Erklärung:

Die »Revue rétrospective« erfreut seit einiger Zeit die republikanische Welt mit der Publikation von Papieren aus den Archiven der vorigen Regierung, und unter andern veröffentlichte sie auch die Rechnungen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geschäftsführung Guizots. Der Umstand, daß der Name des Unterzeichneten hier mit namhaften Summen angeführt war, lieferte einen weiten Spielraum für Verdächtigungen der gehässigsten Art, und perfide Zusammenstellungen, wozu keinerlei Berechtigung durch die »Revue rétrospective« vorlag, dienten einem Korrespondenten der »Allgem. Ztg.« zur Folie einer Anklage, die unumwunden dahin lautet als habe das Ministerium Guizot für bestimmte Summen meine Feder erkauft um seine Regierungsakte zu verteidigen. Die Redaktion der »Allgem. Ztg.« begleitet jene Korrespondenz mit einer Note, worin sie vielmehr die Meinung ausspricht, daß ich nicht für das was ich schrieb jene Unterstützung empfangen haben möge, „sondern für das was

ich nicht schrieb“. Die Redaktion der »Allgem. Ztg.«, die seit zwanzig Jahren nicht sowohl durch das was sie von mir druckte, als vielmehr durch das was sie nicht druckte hinlänglich Gelegenheit hatte zu merken, daß ich nicht der servile Schriftsteller bin, der sich sein Stillschweigen bezahlen läßt – besagte Redaktion hätte mich wohl mit jener levis nota verschonen können. Nicht dem Korrespondenzartikel, sondern der Redaktionsnote widme ich diese Zeilen, worin ich mich so bestimmt als möglich über mein Verhältnis zum Guizotschen Ministerium erklären will. Höhere Interessen bestimmen mich dazu, nicht die kleinen Interessen der persönlichen Sicherheit, nicht einmal die der Ehre. Meine Ehre ist nicht in der Hand des ersten besten Zeitungskorrespondenten; nicht das erste beste Tagesblatt ist ihr Tribunal; nur von den Assisen der Literaturgeschichte kann ich gerichtet werden. Dann auch will ich nicht zugeben, daß Großmut als Furcht interpretiert und verunglimpft werde. Nein, die Unterstützung welche ich von dem Ministerium Guizot empfang, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war – ich nenne die Sache bei ihrem Namen – das große Almosen welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hülfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit als die bedauerlichen Bundestagsdekrete erschienen, die mich, als den Chorführer eines sogenannten Jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht bloß meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im voraus mit Interdikt belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urteil und Recht. Daß mir die Auszahlung der verlangten Hülfsgelder auf die Kasse des Ministeriums der äußern Angelegenheiten und zwar auf die Pensionsfonds angewiesen wurde, die keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzt, hatte zunächst seinen Grund in dem Umstand, daß die andern Kassen dermalen zu sehr belastet gewesen. Vielleicht auch wollte die französische Regierung nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden. Wie dringend meine königl. preußischen Freunde mit solchen Reklamationen die französische Regierung behelligten, ist männiglich bekannt. Hr. Guizot verweigerte jedoch hartnäckig meine Ausweisung und zahlte mir jeden Monat meine Pension, regelmäßig, ohne Unterbrechung. Nie begehrte er dafür von mir den geringsten Dienst. Als ich ihm, bald nachdem er das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen, meine Aufwartung machte, und ihm dafür dankte daß er mir trotz meiner radikalen Farbe die Fortsetzung meiner Pension notifizieren ließ, antwortete er mit melancholischer Güte: „Ich bin nicht der Mann, der einem deutschen Dichter, welcher im Exile lebt, ein Stück Brot verweigern könnte.“ Diese Worte sagte mir Hr. Guizot im November 1840, und es war das erste- und zugleich das letztmal in meinem Leben, daß ich die Ehre hatte, ihn zu sprechen. Ich habe der Redaktion der »Revue rétrospective« die Beweise geliefert, welche die Wahrheit der obigen Erläuterungen beurkunden,

und aus den authentischen Quellen die ihr zugänglich sind mag sie jetzt, wie es französischer Loyauté ziemt, sich über die Bedeutung und den Ursprung der in Rede stehenden Pension aussprechen.

Paris, den 15. Mai 1848.

Heinrich Heine.

(Veröffentlicht in Augsburger »Allgemeine Zeitung« am 23. Mai 1848)

Heine sucht – was Edda Ziegler stark betont – neue Geldquellen bei der jüdischen Hochfinanz: den Brüdern Pèreire, dem reichen Komponisten Meyerbeer, den Rothschilds. Seine drastischen Geldbitten waren oft Forderungen im Geiste einer jüdischen Solidarität.

Im Kessel der Pariser Elite

Heines Umgang und Bekanntschaft mit der literarischen Welt Frankreichs waren besonders aktiv: George Sand, Honoré de Balzac, Theophile Gautier, Alfred de Musset, Victor Hugo, Gerard de Nerval, Alfred de Vigny, Alexander Dumas, Eugene Sue, Edgar Quinet, Alphons de Lamartine und andere, unter ihnen Philosophen und Politiker (Victor Cousin), Kritiker (Philarète Chasles), Historiker (Adolphe Thiers), wichtige Verleger (Jules Michelet), Publizisten (Amand Bazard). Die literarischen Beziehungen erleichterten Heine schnell, seine Texte in renommierten Zeitungen und Zeitschriften zu publizieren („L'Europe littéraire“ und „Revue des deux Mondes“). Das literarische Frankreich sah in Heine zwar einen Dichter, aber feierte oft den Journalisten, Literaturkritiker, politischen Publizisten und Wissenschaftler.

Heine stieß sich fast unkontrolliert in das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt. Schließlich hatte er Erfahrungen aus Berlin. Man spazierte auf den Boulevards und Hauptstraßen, besuchte Cafés. Gespräche und Begegnungen waren nicht nur eine Informationsbörse (vgl. E. Ziegler), sondern auch ein Bestandteil seines literarischen Lebens.

Heine genoss die „Pariser Leichtigkeit“ bei Gesprächen in Restaurants, beim köstlichen Dinieren mit vorzüglichen Weinen. Er weckte in der französischen literarischen und publizistischen Welt Aufmerksamkeit, als in der „Revue des deux Mondes“ Fragmente der *Harzreise* und *Die Bäder von Lucca* erschienen. Man kann nicht ausschließen, dass die Bekanntschaft mit Victor Hugo, Balzac, Alfred de Musset, Alfred de Vigny diese Publikationen förderten.

Ein aktives und freundliches Verhältnis hatte Heine zu Balzac, mit dem er oft spazieren ging und rege Gespräche führte, manchmal in schallender Heiterkeit und Stil à la Rabelais.

Diese mangelhaften musikalischen Kenntnisse hindern Heine weder daran, über Musik zu schreiben, noch, mit Musikern befreundet zu sein. Zu seinem Bekanntenkreis gehören außer Chopin und Liszt auch Berlioz, Hiller, Rossini und vor allem Giacomo Meyerbeer. Ihn kennt Heine schon aus Berlin, wo er im Haus des Bankier Beer öfter zu Gast war. Der junge Jakob Beer, der sich auf Wunsch seines Großvaters Meyer-Beer nennt, geht etwa zur gleichen Zeit wie Heine nach Paris. Dort vertieft sich beider Bekanntschaft. Heines enthusiastische Kritik über Meyerbeers »Hugenotten« steigert dessen Popularität merklich. Er wiederum

wird sich 1844–46 im Erbschaftsstreit intensiv für Heine einsetzen und ihn finanziell vielfach unterstützen, auch, als beide sich aus persönlichen wie politischen Gründen schon voneinander distanzieren haben.

(Edda Ziegler, S. 140–141)

Im Salon Caroline Jaubert herrschte intellektueller Rauch und liberale Stimmung. Heine war ein gern gesehener Gast; man schätzte seine Scharfzüngigkeit und ungezügelter Witz. Zugleich wusste man, dass er gute Kontakte zu Rothschild und Minister Guizot hatte. Er lernte die Fürstin Cristina Belgiojoso kennen, eine italienische Freiheitskämpferin, mit welcher er lebenslang eine vertraute Freundschaft pflegte.

Die deutsche Emigrantenkolonie in Paris war bunt und wohl auch die größte. Heine lernte Marx, Lassalle und Runge kennen. Börne und von Humboldt kannte er bereits. Er empfing als Gäste viele Persönlichkeiten aus der musikalischen Welt (Mendelssohn, Bartholdy, Wagner), Maler (Peter Cornelius) und die Schriftsteller – Friedrich Hebbel, Franz Grillparzer und Hans Christian Andersen. Natürlich war seine literarische Akzeptanz nicht bedingungslos, was er auf seine Art mit Duells löste.

Heines Verhältnis zum Schaffen von Madame de Stael, der Autorin des damals berühmten Buches *De l'Allemagne*, war eher vorsichtig, denn sie war eine Napoleon-Gegnerin. Frech und dreist „kopiert“ er den Titel ihres Buches und schreibt ebenfalls *De l'Allemagne*.

1833 lernt Heine durch Liszt die Schriftstellerin George Sand kennen. Es war ein intensives und fruchtbares Verhältnis. Heine nannte sie Cousine und war oft Gast in ihrem Haus. George Sands Kinder, denen er oft Märchen vorlas, nannten ihn Onkel. Dass Heine mit der Schriftstellerin eine Liebesbeziehung hatte, sind daher eher Spekulationen und Phantome mancher Kritiker.

Heine schließt mit dem bekannten Balzac-Verleger Renduel einen Vertrag für die Herausgabe der *Reisebilder*. Zugleich wendet sich an ihn Victor Bohain, der die Kulturzeitschrift „L'Europe litteraire“ gegründet hat. Heine nutzt auch den Augenblick, dass Goethe gestorben ist und versucht eine Bilanz zu ziehen. Die hundertjährige Eiche ist gefallen, in dessen Schatten ein junger Wald heranwuchs (vgl. Kerstin Decker).

Zunächst sieht es so aus, dass Heines Aktivitäten eine Kunstperiode schließen. Immer häufiger bindet er sich mit verschiedenen Zeitschriften und agiert als literarischer Kunstbetrachter in der Tradition von Diderot und Lessing (vgl. Rolf Hosfeld). Seine Bildbeschreibungen waren präzise

und geistreich, geschrieben in der Konvention des Zeitgeistes (Delacroix, Deschamps, Schnetz, Delaroche u.a.).

Ebenso intensiv waren seine Kontakte mit der musikalischen Welt, vor allem mit Chopin, mit dem ihn sogar eine Art Freundschaft verband. Anfang der dreißiger Jahre begann die große Karriere des Pianisten. So wie Heine genoss er den Fleur der französischen Hauptstadt. Hier lernte er bereits Rossini und Cherubini kennen. Einen besonderen Eindruck machte auf ihn der Pianisten-Virtuose Kalkbrenner, der „sauber“ und effektiv spielte. Er erteilte Chopin eine Zeitlang Musikstunden, was in Pariser Musikkreisen mit großen Emotionen kommentiert wurde.

Walenty Radziwiłł führte Chopin in die Salone ein und machte ihn bekannt mit James Rothschild und seiner Ehefrau. In Paris brach eine erneute Sensation aus, als Chopin der Baronin Musikstunden erteilte. An Dominik Dziewanowski schrieb er eher mit Staunen als mit Stolz, dass er nun mit Botschaftern, Fürsten und Ministern sitzt. Das hatte Konsequenzen: Er kleidete sich nach der allerneuesten Mode und bezog immer teurere Wohnungen, wo er viele polnische Emigranten empfing, u.a. Niemcewicz, Mickiewicz und die Sängerin Delfine Potocka. Seine Gäste waren auch Heine und Liszt, der genial Chopins *Etuden* spielte.

George Sand lernte Chopin im Hotel de France kennen, wo die Baronin d'Agoult einen Empfang organisierte. Ihre Männerkleidung und Zigarren, die sie rauchte, mussten überraschen, denn sonst war ihre äußere Erscheinung eher belanglos, doch ihre Extravaganz musste zunächst schockieren. Vom Frühling 1838 trifft er die Schriftstellerin immer häufiger, die er einen armen und traurigen Engel nennt. Es entsteht eine faszinierende Liebe. Leider ist Chopins Gesundheit in einem sehr schlechten Zustand. Diagnose: Tuberkulose. Der Arzt verordnet Ruhe in einem milden Klima. Man begibt sich via Barcelona mit dem Schiff „El Mallorquin“ nach Palma, wo alles anders als in Paris ist: Die Menschen leben in bescheidenen Verhältnissen. Auch das Klima sollte anders sein. Leider kann man auch auf Mallorca im Winter schlechtes Wetter treffen: Stürmische Winde, Regen, nasskalte Nächte, was gerade für einen Lungenkranken tödlich ist. Außerdem wohnte man in einem verlassenen Kloster. Die Bevölkerung war misstrauisch, dass die Pariser nicht die Kirche besuchen. Über Marseille und Nohant kehren sie nach Paris zurück, wo sich Chopins Gesundheitszustand stabilisiert. Er nimmt auch gleich wieder u.a. Kontakte mit Delacroix auf.

Mathilde: Der Venusberg

Heine flaniert im Sommer 1834 auf den Boulevards und realisiert, wie üblich, sein Spazierpensum. Hier sollte er vor einem Schuhgeschäft in der Passage de Panoramas die neunzehnjährige Crescentia Eugenie Mirat, die er später Mathilde nannte, zum ersten Mal gesehen haben. Sie war Verkäuferin im Laden der Tante, die sie von der Provinz nach Paris holte. Heines spätere Lebensgefährtin und Ehefrau war angeblich eine Analphabetin. Er „kaufte“ sie von der Tante.

Das war eine äußerst asymmetrische Beziehung. Ein europäischer Intellektueller neben einer lebenslustigen und sinnlichen Frau. Er war sogar auf den Papagei eifersüchtig, den er gern beseitigen würde.

Informationen über das Verhältnis zwischen ihnen erhalten wir, nicht immer zuverlässig, von Freunden und Bekannten und autobiographischen Äußerungen. In *Heine-Erinnerungen* aus dem Jahre 1836 schreibt August Lewald von einer hübschen Brünette mit Feueraugen. Diese Schönheit könnte man indessen nach verschiedenen Quellen bestreiten. Natürlich hatte sie keine blasse Ahnung von Literatur, kannte weder Freunde noch Feinde ihres Mannes, aber wusste, dass er schöne Bücher schrieb, von denen sie keine Zeile gelesen hat. Ein Teil der damaligen Gesellschaft versuchte Mathilde im „schief-anrühigen“ Lichte darzustellen und warf ihr Untreue vor. Dafür gibt es keine Anhaltspunkte. Das waren typische Intrigen der Mathilde-Verächter. Mathildes konträres Bild „geistert“ bis heute in der Heine-Forschung.

Da müssen wir eher dem „Entdecker“ des Arbeiterkinds Augustine Crescence Mirat (1815–1883) Glauben schenken, die Heine aus dem Milieu der Grisetten heraus holte. Sie stammte aus Weiler Le Vinot de la Tretoire und war ein uneheliches Kind einer Bäuerin und eines „besseren“ Herrn, der sich um sie weiter nicht kümmerte. Sie wuchs ohne Schulbildung in ärmlichen Verhältnissen auf.

In vielen Briefen an Campe und andere Personen, spricht Heine nach dem Kennenlernen Mathildes, dass sein Geist gereinigt ist (sic!). Mathildes Neigung zu „cholischen Anfällen“ war unterdessen unter Heines Freunden bekannt. Wer ihre schlechte Kochkunst kritisierte, dem flog der Teller

ins Gesicht. Um Skandale zu vermeiden, zeigte er sich mit Mathilde wenig in der Öffentlichkeit. Ihr „ungestümes Temperament“ hielt er lieber in vier Wänden. Aber er hatte seine Freude an ihrer ungebrochenen Kindheit und fröhlich-naiven Natur.

Für Mathilde war Heine nicht der weltberühmte Poet, der in den gebildeten Kreisen Furore machte, und das verehrungswürdige Genie, dessen Name in aller Munde geführt wurde. Für sie war er einfach ihr Henri, ihr zärtlich geliebter, aber sie ständig in Wallung versetzender Lebensgefährte, mit all den Stärken und Schwächen, die ein ständig zu Hause arbeitender und an Migräne leidender Mann mit sich bringt. »Diese Französin hatte nicht den mindesten Bezug zu dem Schriftsteller und Dichter Heine; von dessen Werken und Kämpfen wußte sie gar nichts, sie hatte also auch nicht ein Sterbenswörtchen der Teilnahme oder des Lobes für den berühmten Autor. Und das war seine größte Freude. Sie spielten wie die Kinder zusammen und er lehrte ihr die Namen phönizischer Könige und warnte sie vor der beunruhigenden Literatur Europas und vor dem Lesen überhaupt und liebte sie ganz und gar unliterarisch auf das zärtlichste«, charakterisiert Heinrich Laube in seinem Nekrolog auf Heine das eigenwillige Kolorit dieser »Kinderliebe«. Heine war nicht verstimmt oder verletzt, dass seine Freundin an seinen geistigen Kämpfen keinen Anteil nahm, im Gegenteil, es amüsierte ihn nur, dass sie sein öffentlich diskutiertes und vielfach besprochenes Oeuvre nicht kannte. »Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilde zu rühmen«, soll er im März 1836 gegenüber August Lewald scherzend geäußert haben, »daß sie von der deutschen Literatur nicht das geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat.« Geradezu mit Bedacht hat Heine wie ein seinen tatsächlichen Rang verbergender Märchenprinz seine literarischen Erfolge vor Mathilde geheim gehalten, um dann entzückt festzustellen, dass sie ihn nicht um seines Ruhmes willen, sondern um seiner selbst willen liebte. Mathilde scheint es auf dieses eitle Versteckspiel hereingefallen zu sein, oder zumindest tat sie so, denn in einigen der wenigen überlieferten Äußerungen, in denen sie zu Heines Dichtungen Stellung bezieht, heißt es: »Mein Mann machte dauernd Gedichte; aber ich glaube nicht, dass dies besonders viel wert war; denn er war nie damit zufrieden.«

(Christoph Bartscherer, *Heinrich Heine und die Frauen*. „Und immer irrte ich nach Liebe“, S. 128–129)

Heine versuchte bereits ihre gesellschaftliche „Rohheit“ etwas salonfähig zu machen, indem er sie in eine Mädchenpension schickte, wo sie u.a. gesellschaftliche Umgangsformen lernen sollte. Die „Investition“ brachte nur mäßigen Erfolg. Auch ihre Deutschkenntnisse langten kaum über den Satz: „Ich bin eine Wildkatze“. Mit der Zeit gewöhnte er sich an ihre Launenhaftigkeit, sie dagegen an seine Eifersucht. Ohne Luxus lebten sie in guten bürgerlichen Verhältnissen. So eine Existenz konnte ihr Heine

bieten, obwohl sie vielleicht mehr erwartet hätte. Am Ende war es eine sehr realistische Ehe, weder Paradies noch Hölle, von Heine stark stilisiert. Sie betreute ihn später in der Matratzengruft mit einer gewissen Hingabe, wofür er ihr dankbar war.

Als er Mathilde der Familie in Hamburg vorstellte, wurde sie nicht akzeptiert. Ihr naiver Charme machte in Hamburg keinen Eindruck. Mathilde kehrte allein nach Paris zurück. Im Juli 1844 unternahm er in ihrer Begleitung eine zweite, sehr nervöse Hamburg-Reise, denn er musste damit rechnen, verhaftet zu werden (für die zeitkritischen Gedichte und Kontakte zu Karl Marx).

Alles etwas verwirrend: 1841 heiratet der evangelisch getaufte Jude Mathilde nach katholischem Ritus.

Heine und Marx: Zwischen Realität und politischer Legende

Nach der Rückkehr aus Hamburg lernte Heine den 25-jährigen Journalisten und Wissenschaftler Karl Marx kennen. Es war eine intensive Beziehung, die man als Freundschaft bezeichnen kann. Beide veröffentlichten auch ihre Texte im „Vorwärts“.

Die Vorfahren von Marx gehörten zur Rabbiner-Generation. Doch Karls Vater konvertierte, um ohne Störungen den Beruf eines Advokaten ausüben zu können. Karl war ein äußerst sensibles Kind, immer Einzelgänger ohne Freunde. Er studierte in Bonn und Berlin und stand unter starkem Einfluss von Hegels Philosophie. Er promovierte in Jena. Anschließend publizierte er in der „Rheinischen Zeitung“, die er später als Chefredakteur führte. Die Zeitung wurde wegen liberalen und radikalen Anschauungen verboten.

Inzwischen heiratete er Jenny von Westfalen. Er vergötterte seine schöne und kluge Frau. Sie beschlossen möglichst schnell nach Paris zu emigrieren, wo Marx mit dem Philosophen Arnold Ruge die Zeitschrift „Deutsch-Französische Zustände“ herausgab, mit der dann auch Heine zusammenarbeitete.

Heine und Marx waren zwei unterschiedliche Temperamente, oft mit konträren politischen und gesellschaftlichen Anschauungen. Auf keinen Fall konnte Heine die Idee von der Diktatur des Proletariats akzeptieren. Doch der „Doktor der Revolution“ war ein großer Verehrer des Schaffens von Heine, besonders schätzte er seine Poesie, obgleich er auch den *Reisebildern* größtes Interesse schenkte. Oft lasen sie zusammen Heines Gedichte. Marx machte oft Korrektur-Vorschläge, die – was für Heine ungewöhnlich war – akzeptiert wurden. Sie sahen sich fast täglich. Man wunderte sich in Paris, dass Heine an seinem jungen Landsmann so starkes Gefallen gefunden hat. Er las dem Ehepaar die neuen Gedichte vor.

[Kautsky nach den Erinnerungen der Tochter von Marx:] Das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden [Marx und Heine] war ein höchst herzliches, wie uns Eleanor Marx-Aveling aus ihren Erinnerungen an die Erzählungen ihrer Eltern mitteilt. Aber in diesen Erzählungen über Heine spielte die Politik keine Rolle. Eine viel größere die Dichtkunst und das Familienleben.

Es gab eine Zeit, wo Heine tagaus, tagein bei Marxens vorsprach, um ihnen seine Verse vorzulesen und das Urteil der beiden jungen Leute einzuholen. Ein

Gedichtchen von acht Zeilen konnten Heine und Marx zusammen unzählige Male durchgehen, beständig das eine oder andere Wort diskutierend und so lange arbeitend und feilend, bis alles glatt und jede Spur von Arbeit und Feile aus dem Gedicht beseitigt war.

Dabei hieß es aber sehr geduldig sein, denn Heine war krankhaft empfindlich für jede Kritik. Er kam mitunter buchstäblich weinend zu Marx, weil irgendein obskurer Literat in einem Blatt ihn angegriffen. Marx wußte sich dann nicht anders zu helfen, als ihn zu seiner Frau zu schicken, deren Witz und Liebenswürdigkeit den verzweifelnden Poeten bald zu Räson brachte.

Aber nicht immer kam Heine Hilfe suchend, mitunter auch Hilfe bringend. Ein Fall wurde in der Marxschen Familie besonders gut in Erinnerung gehalten.

Die kleine Jenny Marx, ein Säugling von einigen Monaten, wurde eines Tages von heftigen Krämpfen befallen, die das Kind zu töten drohten. Marx, seine Frau und ihre getreue Gehilfin und Freundin, Helene Demuth, standen verzweifelnd und ratlos um die Kleine herum. Da kam Heine, sah sie an und sagte: »Das Kind muß in ein Bad.« Mit eigener Hand richtete er das Bad her, legte das Kind hinein und rettete, wie Marx sagte, Jennys Leben.

(Heinrich Hubert Houben, *Gespräche mit Heine*, S. 488)

Als Marx Paris verlässt und nach Brüssel fährt, ist Heine berührt, was übrigens die Briefe zwischen ihnen dokumentieren. Viele Jahre nach ihrem Tod wurde immer öfter nach der Dominante dieser asymmetrischen Bekanntschaft gefragt. Walter Victor, Hans Kaufmann u.a. meinen, dass es Marx gewesen ist, dagegen Ludwig Marcuse, Manfred Windfuhr, Wolfgang Hädecke sind anderer Meinung. Aufgrund der Korrespondenz und Oral History ist es heute schwer zu entscheiden, wer Recht hatte.

Mitte der vierziger Jahre treten bei Heine ernste Lähmungserscheinungen auf, über welche Karoline Jaubert berichtet:

Die ersten Lähmungsanfälle machten sich bei Heine zwei oder drei Jahre bevor er vollständig davon befallen war, bemerkbar; er sprach scherzend von seinem Übel; wie hätten wir es ernstlich nehmen können?

»Ich verliere das Augenlicht,« sagte er, »und gleich der Nachtigall werde ich nur desto besser singen.«

Ein andermal teilte er uns unter tausenderlei Späßen mit, daß der Gesichtsmuskel der rechten [linken!] Seite von beklagenswerter Faulheit werde.

»Ach!« sagte er. »ich kann nur noch auf einer Seite essen, nur mit einem Auge weinen! Ich bin nur noch ein halber Mann. Die Liebe kann ich nicht mehr ganz ausdrücken, nur meine linke Seite kann noch gefallen. O Frauen! Werde ich in Zukunft auch nur Anspruch auf die Hälfte eures Herzens haben?«

All dies in tragikomischem Tone vorgetragen, machte uns glauben, daß es nur ein Thema sei, an welchem sich die Phantasie des Dichters übe. Jedoch die Zeit

verfloß und bald konnten wir uns nicht verhehlen, daß das Augenlid sich auf das rechte [linke!] Auge herabsenkte, und daß, ebenfalls auf derselben Seite, das Gesicht unbeweglich geworden war, was einen sonderbaren Kontrast mit dem lebhaften Ausdruck der linken [rechten!] Seite bildete. Durch dies doppelte Aussehen schien sein Gesicht den Einfluß eines zwischen Prosa und Poesie durchaus geteilten Geistes zu erdulden. Es war in der Tat so, und unaufhörlich lieferte er den Beweis davon. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, jedenfalls durch die Gegenwart des geistvollen Literaten Malitourne angeregt, sein Thema durch farbenreiche und poetische Bilder idealisiert hatte; lebhaft interessiert hörten wir zu, als er plötzlich ohne Übergang, in der gewöhnlichsten Sprache mit grotesken Vergleichen fortfuhr.

Entrüstet rief ich aus: »Wie kann man nur solche Feerien schaffen, um sie nachher wieder zu zerstören!«

»Meine liebe Freundin, Sauerkraut mit Ambrosia überschüttet, das ist mein Bild!«

Großes Gelächter folgte diesem gegen sich selbst gerichteten Witz, selbst Malitourne lachte mit.

»Gut,« erwiderte ich, »wenn ich auch mit dem Dichter nicht gerade besonders stehe, so habe ich doch nichts gegen den Freund, und ich lade denselben ein, sich mit Herrn Malitourne zu verständigen, um sich zu einem ungeheuren Sauerkraut bei mir zu Tische einzufinden.«

»O weh! Meine Gesundheit!« stöhnte Heine; »abends ausgehen und mich ankleiden geht augenblicklich über meine Kräfte.«

»Kommen Sie im Schlafrock!«

»Nein, gnädige Frau, Sie werden mich niemals als Armenier kostümiert bei sich sehen, um mich wie J. J. Rousseau anstaunen zu lassen.«

Bei diesen Worten erhob sich Malitourne, der purpurrot geworden war, wie von einer Feder emporgeschnellert von seinem Stuhl und, sich zu dem Dichter wendend, sagte er mit schneidender Stimme:

»Mein Herr, nur diejenigen, welche an demselben Übel wie Jean-Jacques leiden, haben das Recht, über sein Betragen zu urteilen; ich gehe sogar weiter: nur die von derselben Krankheit Befallen sind würdig, die ‚Bekanntnisse‘ zu lesen...!«

Tief bewegt setzte er sich wieder.

Welch drolliges Gesicht machte Heine während dieses sonderbaren Ausbruchs: die Mundwinkel gesenkt, die Nase in die Luft, schaute er unter seiner blauen Brille weg.

Er erhob sich seinerseits:

»Das ist eine Ansicht, von der ich profitieren will,« sagte er, uns grüßend, »und sobald ich in Montmorency angekommen sein werde, gebe ich sofort meine Karte in der ‚Eremitage‘ [Jean-Jacques Rousseaus Wohnhaus in Montmorency bei Paris] ab.«

(Heinrich Hubert Houben, *Gespräche mit Heine*, S. 523–525)

In dieser schwierigen Zeit lernt Heine auch Ferdinand Lassalle, den jungen geistreichen Sohn einer reichen jüdischen Kaufmannsfamilie aus Breslau kennen. Ferdinand arbeitete in Paris an seiner Dissertation über Heraklit. Ein wundersames Kind des Neuen Deutschlands, berichtete Heine, mit ähnlichen Erlebnissen wie Heine im Kontexte des Judentums. Als Lassalle nach Berlin fährt, ist Heine, der seinen Charakter kennt, besorgt und voller Zögerungen um seine Existenz. Ferdinand verliebt sich in die Gräfin Hatzfeld-Trachenberg. Viele Monate später stirbt Ferdinand im Duell um Helene von Dönniges.

Der Entfremdungsprozess: Ludwig Börne

Obwohl er mit gesundheitlichen Problemen belastet war, erschienen in dieser Zeit laufend seine Publikationen, z.B. das Börne-Buch, *Atta Troll* und mehrere Artikel. Allerdings hat er politische Schwierigkeiten mit den *Pariser Berichten* in der „Allgemeinen Zeitung“.

Inzwischen emigriert 1830 nach Paris der Journalist und Schriftsteller Ludwig Börne, den Heine schon in Deutschland kennengelernt hat. Börne ist als Juda Baruch Löw im Frankfurter Ghetto geboren. In Paris wurde er als Revolutionär und Führer der Emigranten, Republikaner und Liberalen gefeiert. Das Verhältnis zwischen Heine und Börne war aus politischen und literarischen Gründen eher gespannt. Heines Akzeptanz eines reformierten Royalismus konnten die Radikalen, mit Börne an der Spitze, nicht verstehen. Die Abneigung gipfelte in Börnens Worten: „Heine sei ein Talent, doch kein Charakter“. In Börnens *Briefen aus Paris* (1833) finden wir viel kritische Bemerkungen über Heine. Im Brief an Jeanette Wohl (13.02.1832) spricht Börne ein hartes Urteil aus:

Der Heine ist ein verlorener Mensch. Ich kenne keinen, der verächtlicher wäre. Nicht die Verachtung, die sich mit dem Hasse paart, kann man gegen ihn hegen, sondern die Verachtung, die sich mit Bedauern verbindet. Meine Briefe aus Paris haben ihn zugrunde gerichtet. Von nichts getrieben als von der Eitelkeit, von nichts angezogen als von der Hoffnung, Aufsehen zu machen, haben ihm meine Briefe die liberale Schriftstellerei ganz verleidet, weil er verzweifelt, mehr Lärm zu machen als ich. Er hat den schlechten Judencharakter, ist ganz ohne Gemüt und liebt nichts und glaubt nichts. Seine Feigheit würde man keinem Weibe verzeihen. (...) Es ist ihm nur wohl, wenn er mit Menschen zusammen ist, die er unter sich fühlt; meine Gegenwart drückt ihn ganz zu Boden. Auch meidet er mich, so viel er kann. Er hängt sich an das schlechteste Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld! Er ist so lüderlich, daß er nur ein einziges Paar Stiefel hat, wie er mir gestern selbst sagte, die jetzt zerrissen sind, so daß er nicht weiß, was er machen soll. Neulich schrieb er einen zweiten Artikel in der Allgemeinen Zeitung, worin er sagte: er sei aus Neigung ein guter Royalist. Und so ist es auch. Seine ganze Natur und Geistesrichtung, seine Lüderlichkeit, seine Nervenschwäche und weibische Eitelkeit macht ihn zum geborenen Aristokraten.

(Ludwig Börne an Jeanette Wohl, 13. Februar 1832)

Das war eine bewusste Provokation, auf welche Heine, obwohl tief betroffen, zunächst nicht reagierte. Börne starb am 12. Februar 1837. Drei Tausend Menschen begleiteten ihn zum Grab auf dem Friedhof Lachaise. Heine war nicht dabei. „Das wird Ihnen – Haupt des Jungen Deutschlands – sobald nicht vergessen“, schrieb der Journalist Eugen v. Vaerst. Heine spürte, dass die deutsche Emigration Börne kanonisierte und er konnte nicht länger schweigen und veröffentlichte 1840 *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*, die bei Lesern teilweise auf Unverständnis stieß. Peinlichkeiten und Entrüstung mehrten sich. Aus der Denkschrift wurde eine Streitschrift. Heine hätte nicht geglaubt, dass ihn diese Denkschrift in eine moralische Isolation treiben könnte. Er versuchte mit der Schrift Börnes Anhänger zu amalgamieren.

Zudem war die Denkschrift ein Flop und wurde kaum verkauft. Am 14.08.1840 schreibt Campe an Heine:

Am Sonnabend habe ich Ihr Buch ausgegeben. Auch in Leipzig kam es an denselben Tage ins Publikum. Was soll ich darüber berichten? – Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen? – Ich habe mich mit dem Buche abgefunden; habe Ihnen gesagt, daß ich es beklage, daß Sie Sich mit Börne verglichen, alles das war mir fatal und sagte ich Ihnen: Sie würden dafür aushalten müssen! – Wie gesagt, ich bin darüber schon hinaus, und bin ein »Lettore Benevole« –; aber wie sind die Leser, die das Buch zum ersten Male durchlaufen! – Sie sind wie die Weiber, die einen schön gestrickten Strumpf sehen; sie begaffen ihn von allen Seiten und finden, daß einige Maschen fallen lassen sind; – nun taugt er nichts. Börne, hat eine unbeschreibliche Popularität in Deutschland gewonnen; alle sehen in ihn einen seltenen Charakter, – man liebt und verehrt ihn – allgemein! – Nun kommen Sie, greifen den Haus-Götzen an. Schänden ihn, setzen ihn herunter! – Er, ist todt; kann sich nicht wehren. – Es ist ein allgemeiner Schrei gegen Sie und noch sprach ich, außer Ihrer Mutter, keinen Menschen der sich dieser Gedanken erwehren konnte. Die allgemeine Indignation haben Sie geweckt. Die Sentimentalität geht weit. – In das Auch in Leipzig ist's dasselbe, wie ich heute hörte. In das Hôtel de Bavière zu Leipzig brachte ein Literat – ein Vieh – es an die Table d'hôte. Laube und viele fremde Literaten waren gegenwärtig, 12 bis 15; die Lecture begann. Man blieb sitzen und laß vor. Ein Schrei des Unwillens war Chor –; Laube wollte Sie vertheidigen und ward ausgelacht. So berichtete mir Dr U. Horn, der in dieser Compagnie war und heute von dort hier eintraf. So steht es in Deutschland.

Ihr Buch wird gehen, das ist richtig; aber ich fürchte: daß die Fäden der Freundschaften, bei vielen – sehr vielen, damit zerschnitten sind, und Sie bis zum Erbarmen werden, unisono werden, abgemuckt werden Gutzkow & Co sind vernügt! – Alle Differenzen wurden suspendiert; – schnell den Börne in die Preße! Am Montag begann der Satz, in 3 Wochen ist er fertig. Wienbarg war heute Abend bei mir, er läßt Ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren; aber er ist ergrimmt, trotz

dem: daß er, das Künstlerische an dem Buche achtet! – »Wer hat für Heine als Dichter noch Glauben, nachdem er einen so schnöden Streich gegen einen To d t e n geführt hat?« Das waren seine Worte. Wenn ich Ihnen als ehrlicher Mann sage: ke i n e r hat das Buch gelobt, jeder, Jeder hat sein Misfallen dick und derb zum besten gegeben; so berichte ich Ihnen die Wahrheit – die Sie von mir verlangt haben. Machen Sie Sich auf das gefaßt, das Sie treffen muß. Wäre dieser Salon 4 doch besser! Der Rabbi ist ein Fragment; ohne Schluß – ohne Befriedigung. Was zählt der Salon 4 –, wo es gilt, einen trostlosen Eindruck zu verwischen! der die d e u t s c h e n G e m ü t h e r, ein unbegreiflicher Zauber, ergriffen hat. – Alles das fühlte ich beim ersten Lesen; ich war in meinem Innern verletzt; 5 Monate waren verstrichen, ich dachte daran nicht mehr; ich bin zu gelenk, springe aus einer Haut in die andere beliebig über, bin nicht Parthei, nur Schauspiel Direktor, der seine Stücke mustert und den, der gefühlte Effect überrascht und belehrt, wenn er vor dem Volke den Vorhang aufzieht. – So hier. Den Wunden Fleck haben Sie am deutschen Charakter mit Pfeffer und Salz bestrichen; das brennt und schreit! und wird eine fatale Nachwirkung haben, für Sie und Ihre Zukunft als d e u t s c h e r Schriftsteller. Ich bin hierbei nur Maschiene, die die Bilder reflectiert die deren Spiegel auffaßt, die in den Rahmen treten und sichtbar werden. Ich berichte nur, was ich sehe und was ich mit gewißheit erwarten muß. – Doch leugne ich nicht, daß ich davon überrascht und verdutzt bin, – daß die Menschen nur an diesem Theile kleben; von den vielen, herrlichen und Schönen das in dem Buche wirklich ist, keine Notiz nehmen, keine nehmen wollen, nur an der Schattenseite des Buches weilen sie, und das ist ein böses Ding! Für Sie – für mich. Nimmer hätte ich es in dem Maße erwartet, wie es sich herausstellt. Merken Sie, wie man den Deutschen nicht kommen soll –, n i c h t d a r f. Die Leute haben Gemüth!

(Campe an Heine, Edda Ziegler, S. 169)

Heine beabsichtigte mit dem Börne-Buch weder eine Biographie noch eine Gesamtdarstellung. Er beschreibt eher Empfindungen und Begegnungen, wobei man ihm einen gewissen Racheakt suggerieren kann. Dabei beginnt die Denkschrift ziemlich harmlos: Heine schildert im ersten und zweiten Buch die Bekanntschaft in Deutschland und seinen Besuch bei Börne in Frankfurt. Im dritten Buch kommt es zum Wiedersehen im Pariser Hotel. Alles klingt noch ziemlich freundschaftlich:

Es war im Herbst 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder sah. Ich besuchte ihn im Gasthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bißchen Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Strahlen der Juliussonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und

wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfchen hervorbeugte, ward mir unheimlich zumute. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Ärmel die arme abgemagerte Hand zum Gruß oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit, und auf seinen Wangen grinsten schon die schwindstüchtig roten Streiflichter. Das schneidende Mißtrauen, das in allen seinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher schon litt, die aber seitdem immer zunahm und nicht wenig dazu beitrug, mir seine Konversation zu verleiden.

»Willkommen in Paris!« – rief er mir entgegen. – »Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden alle bald hier sein. Hier ist der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Sämtliche Fürsten müssen in ihren eigenen Ländern beschäftigt werden, damit sie nicht in Gemeinschaft die Freiheit in Deutschland unterdrücken. Ach Gott! Ach Deutschland! Es wird bald sehr betrübt bei uns aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache, aber sie sind notwendig, wie Amputationen, wenn irgendein Glied in Fäulnis geraten. Da muß man schnell zuschneiden, und ohne ängstliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet, der handelt grausamer als der schlimmste Wüterich. Hol' der Henker alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz Recht – il faut faire saigner le genre humain, und hätte man ihm die 300+000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, so wären Millionen der besseren Menschen nicht zugrunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Übel geheilt!«

»Die Republik«, – ich lasse den Mann ausreden, mit Übergehung mancher schnörkelhaften Absprünge, – »Die Republik muß durchgesetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die sogenannten konstitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammerschwätzer alles Heil erwarten. Konstitutionen verhalten sich zur Freiheit wie positive Religionen zur Naturreligion; sie werden durch ihr stabiles Element ebensoviel Unheil anrichten wie jene positiven Religionen, die, für einen gewissen Geisteszustand des Volkes berechnet, im Anfang sogar diesem Geisteszustand überlegen sind, aber späterhin sehr lästig werden, wenn der Geist des Volkes die Satzung überflügelt. Die Konstitutionen entsprechen einem politischen Zustand, wo die Bevorrechtungen von ihren Rechten einige abgeben, und die armen Menschen, die früher ganz zurückgesetzt waren, plötzlich jauchzen, daß sie ebenfalls Rechte erlangt haben ... Aber diese Freude hört auf, sobald die Menschen durch ihren freieren Zustand für die Idee einer vollständigen, ganz ungeschmälernten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden sind; was uns heute die herrliche Akquisition dünkt, wird unsern Enkeln als ein kümmerlicher Abfinden erscheinen, und das geringste Vorrecht, das die ehemalige Aristokratie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Röcke mit Petersilie zu schmücken, wird alsdann ebensoviel Bitterkeit erregen, wie einst die härteste Leibeigenschaft, ja, eine noch tiefere Bitterkeit, da die Aristokratie mit ihrem letzten Petersilien-Vorrecht um so hochmütiger prunken wird! ... Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten.

Aber die letzten Reste des alten Regiments müssen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue bessere Regiment zu begründen. Da kommen die untätigen Schwächlinge und Quietisten und schnüffeln: wir Revolutionäre rissen alles nieder, ohne instand zu sein, etwas an die Stelle zu setzen! Und sie rühmen die Institutionen des Mittelalters, worin die Menschheit so sicher und ruhig gesessen habe. Und jetzt, sagen sie, sei alles so kahl und nüchtern und öde und das Leben sei voll Zweifel und Gleichgültigkeit.«

»Ehemals wurde ich immer wütend über diese Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an diesen Gesang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beständig über unser Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm ist diese Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergerissen ist, und der Niederreißer verdient ebensoviel Lob, als der Aufbauende, ja, noch mehr, da sein Geschäft noch viel wichtiger ... Z.B. in meiner Vaterstadt, auf dem Dreifaltigkeitsplatze, stand eine alte Kirche, die so morsch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einsturz würden einmal plötzlich viele Menschen getötet oder verstümmelt werden. Man riß sie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, statt daß die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten ... Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es ist wahr, viele gläubige Herrlichkeit blühte einst in den alten Mauern, und sie waren späterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetisch anzuschauen, des Nachts, im Mondenschein ... Wenn aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieses übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünscht die Verehrer alter Gebäude, und segnet die tapfern Arbeitsleute, die solche gefährlichen Ruinen niederreißen ... Ja, sie haben sie niedergerissen, sie haben sie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachsen dort grüne Bäumchen und spielen kleine Kinder des Mittags im Sonnenlicht.«

(Heinrich Heine, *Ludwig Börne. Eine Denkschrift*)

Die Denkschrift hat zweifellos breitere Konnotationen als nur eine Auseinandersetzung mit Börne. Er fragt nach den Motiven seiner Handlung („Richardieu, Robespierre und Rothschild sind die drei furchtbarsten Nivelleurs Europas“) und lobt Börne als einen glaubwürdigen Patrioten, was Heines Gegner nicht immer wahrnehmen wollten. „Er war weder ein Genie, noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps“, schrieb Heine und bot mit diesem Buch eine Exegese zum Thema: Schriftsteller im Exil. Die leidvollen Erfahrungen betreffen beide jüdische Autoren und Publizisten. Auch ihre Zerrissenheit und Auseinandersetzung mit Deutschland – diagnostiziert Edda Ziegler – betrifft beide. Sie sind Künstler und Volkstribune mit starkem

politischem Engagement. Somit entsteht die Frage, ob Börne doch nicht Heines „alter ego“ ist. Ziegler ruft in Erinnerung Thomas Manns Worte, der die Denkschrift als „die genialste deutsche Prosa bis Nietzsche“ rühmte. (vgl. Edda Ziegler, S. 170–171)

Der neue Zeitgeist: Politische Lyrik, Zeitgedichte

Die 1840 Jahre brachten politische Ereignisse, die nicht ohne Einfluss auf das literarische Leben waren. Heine hat sich nach der Niederlage des Börne-Buches kaum erholt. Es wurde ihm bewusst, dass die Kluft zwischen seinem Schaffen und den Lesern erheblich groß ist und dass er möglichst schnell zur Urquelle seines Schaffens – zur Dichtung – zurückkehren muss. Er publiziert Zeitgedichte und politische Gedichte, die sich nicht unbedingt nur mit aktuellen Themen befassen.

Testament

Ich mache jetzt mein Testament,
Es geht nun bald mit mir zu End.
Nur wundre ich mich, daß nicht schon längstens
Mein Herz gebrochen vor Gram und Ängsten.

Du aller Frauen Huld und Zier,
Luise! ich vermache dir
Zwölf alte Hemde und hundert Flöhe,
Und dreimalhundert tausend Flüche.

Dem guten Freund, der mit gutem Rat
Mir immer riet und nie was tat,
Jetzt, als Vermächtnis, rat ich ihm selber:
Nimm eine Kuh und zeuge Kälber.

Wem geb ich meine Religion,
Den Glauben an Vater, Geist und Sohn?
Der Kaiser von China, der Rabbi von Posen,
Sie sollen beide darum lösen.

Den deutschen Freiheits- und Gleichheitstraum,
Die Seifenblasen vom besten Schaum,
Vermach ich dem Zensor der Stadt Krähwinkel;
Nahrhafter freilich ist Pumpernickel.

Die Taten, die ich noch nicht getan,
Den ganzen Vaterlandsrettungsplan,
Nebst einem Rezept gegen Katzenjammer,
Vermach ich den Helden der badischen Kammer.

Und eine Schlafmütze, weiß wie Kreid,
Vermach ich dem Vetter, der zur Zeit
Für die Heidschnuckenrechte so kühn geredet;
Jetzt schweigt er wie ein echter Römer.

Und ich vermache dem Sittenwart
Und Glaubensvogt zu Stuttgart
Ein Paar Pistolen (doch nicht geladen),
Kann seiner Frau damit Furcht einjagen.

Ein treues Abbild von meinem Steiß
Vermach ich der schwäbischen Schule; ich weiß,
Ihr wolltet mein Gesicht nicht haben,
Nun könnt ihr am Gegenteil euch laben.

Zwölf Krüge Seidlitzer Wasser vermach
Ich dem edlen Dichtergemüt, das ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung;
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.

Und dieses ist ein Kodizill:
Für den Fall, daß keiner annehmen will
Die erwähnten Legate, so sollen sie alle
Der römisch-katholischen Kirche verfallen.

Bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris

»Nachwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört einhergerannt!
Wie geht es daheim den lieben Meinen,
Ist schon befreit das Vaterland?«
Vortrefflich geht es, der stille Segen,
Er wuchert im sittlich gehüteten Haus,
Und ruhig und sicher, auf friedlichen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt;
Nur in der Tiefe des Gemütes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Der Dom zu Cöllen wird vollendet,
Den Hohenzollern verdanken wir das;
Habsburg hat auch dazu gespendet,
Ein Wittelsbach schickt Fensterglas.

Die Konstitution, die Freiheitsgesetze,
Sie sind uns versprochen, wir haben das Wort,

Und Königsworte, das sind Schätze,
Wie tief im Rhein der Nibelungshort.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt!
Die Holländer binden ihm die Füße,
Die Schwyzer halten fest sein Haupt.

Auch eine Flotte will Gott uns bescheren,
Die patriotische Überkraft
Wird lustig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft.

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir atmen frei in der freien Natur!
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
So schwindet am Ende von selbst die Zensur.

Politische Lyrik wird als „Tendenzlyrik“ verstanden, die von der politischen und literarischen Opposition realisiert wurde. Es war ein Aufstand gegen die Machtpositionen des Adels und Klerus. „Heine teilt diese Anliegen zwar prinzipiell nicht, – schreibt Edda Ziegler – aber die distanzlose Begeisterung, mit der die Tendenzpoesie sie vertritt. Sein Verhältnis zur politischen Lyrik der 1840 Jahre ist ambivalent. Doch als literarischer Trend bietet sie ihm Erfolg und die Möglichkeit, seine eigenen Interpretationen des politischen Geschehens im Mantel der Lyrik unter Leservolk zu bringen und es erneut für sich zu gewinnen“.

Nachtgedanken

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext.
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschütteret.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land!
Mit seinen Eichen, seinen Linden
Werd ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär;
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab,
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt – wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich – Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual,
Mir ist, als wälzten sich die Leichen
Auf meine Brust – Gottlob! sie weichen!

Gottlob! durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutschen Sorgen.

Doktrin

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.

Trommle die Leute aus dem Schlaf,
Trommle Reveille mit Jugendkraft,
Marschiere trommelnd immer voran,
Das ist die ganze Wissenschaft.

Das ist die Hegelsche Philosophie,
Das ist der Bücher tiefster Sinn!
Ich hab sie begriffen, weil ich gescheit,
Und weil ich ein guter Tambour bin.

Die schlesischen Weber

Im düstern Auge keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
»Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft, gefoppt und genarrt –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt
Und uns wie Hunde erschießen läßt –
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt –
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht –
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch –
Wir weben, wir weben!«

(Heinrich Heine, *Gedichte*, S. 353, 370, 390)

Der Publizist wird wieder Dichter

Heine war in den dreißiger und vierziger Jahren der Top-Publizist und erster freischaffender Schriftsteller Europas. Sein zeitkritischer Journalismus zwang ihn, in Paris eine Vermittlerrolle zwischen Deutschland und Frankreich zu übernehmen. Sein zeitkritischer Journalismus ist zunächst für den deutschen Leser bestimmt, den er in den von Cotta herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften publiziert. Er berichtet über französische Kultur, Kunst und Literatur. An den französischen Leser richtete er *Die romantische Schule* und *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, die er in der einflussreichen „L'Europe litteraire“ und „Revue des deux mondes“ veröffentlichte. Die Texte erschienen später in Buchform in Deutschland.

Heine hatte zeitlebens Probleme mit der Erzählform. Alles, was er diesbezüglich veröffentlichte, sind im Grunde Bruchstücke. Er gehört zu den Schriftstellern, die niemals einen Roman geschrieben haben. Die Kritik höhnte sogar über seine „erzählerische Impotenz“. *Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski*, übrigens ein gelungenes Werk, arbeitete er viele Jahre und trotzdem blieb es ein Fragment.

1840 veröffentlicht Heine in den „Salon-Bänden“ die Erzählung *Der Rabbi von Bacherach*, die zu seinen Jugendwerken zählt. Schon in der Einführung im ersten Kapitel zeigt der Dichter eine ungewöhnliche narrative Kraft. Eine blühende Stadt in der Vergangenheit und ihr späterer Zerfall infolge von Pogromen werden mit erzählerischem Elan dargestellt. Seine Stimmungsbilder und gesellschaftliche Satire zeigen in den zwei weiteren Kapiteln eine Prosa, die historische, topographische und gesellschaftspolitische Ereignisse variiert:

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felsen, mit ihren abenteuerlichen Burgruinen, sich trotziger gebärden, und eine wildere, ernstere Herrlichkeit emporsteigt, dort liegt, wie eine schaurige Sage der Vorzeit, die finstre, uralte Stadt Bacherach. Nicht immer waren so morsch und verfallen diese Mauern mit ihren zahnlosen Zinnen und blinden Warttürmchen, in deren Luken der Wind pfeift und die Spatzen nisten; in diesen armselig häßlichen Lehmgassen, die man durch das zerrissene Tor erblickt, herrschte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von schreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Diese Mauern waren einst stolz und stark, und in diesen Gassen bewegte sich frisches, freies Leben, Macht

und Pracht, Lust und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacherach gehörte einst zu jenen Munizipien, welche von den Römern während ihrer Herrschaft am Rhein gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten sehr stürmisch und obgleich sie späterhin unter Hohenstaufischer, und zuletzt unter Wittelsbacher Oberherrschaft geriethen, wußten dennoch, nach dem Beispiel andrer rheinischen Städte, ein ziemlich freies Gemeinwesen zu erhalten. Dieses bestand aus einer Verbindung einzelner Körperschaften, wovon die der patrizischen Altbürger und die der Zünfte, welche sich wieder nach ihren verschiedenen Gewerken untertheilten, beiderseitig nach der Alleinmacht rangen: so daß sie sämtlich nach außen, zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel, fest verbunden standen, nach innen aber, wegen streitender Interessen, in beständiger Spaltung verharreten; und daher unter ihnen wenig Zusammenleben, viel Mißtrauen, oft sogar tätliche Ausbrüche der Leidenschaft. Der herrschaftliche Vogt saß auf der hohen Burg Sareck, und wie sein Falke schoß er herab wenn man ihn rief und auch manchmal ungerufen. Die Geistlichkeit herrschte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geistes. Eine am meisten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählig verdrängte Körperschaft war die kleine Judengemeinde, die schon zur Römerzeit in Bacherach sich niedergelassen und späterhin, während der großen Judenverfolgung, ganze Scharen flüchtiger Glaubensbrüder in sich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wütete am grimmigsten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen Pest, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entstanden sein sollte, indem man behauptete, sie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hülfe der Aussätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, besonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die zur Buße sich selbst geißelnd und ein tolles Marienlied singend, die Rheingegend und das übrige Süddeutschland durchzogen, ermordeten damals viele tausend Juden, oder marterten sie, oder taufte sie gewaltsam. Eine andre Beschuldigung, die ihnen schon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angst kostete, das war das läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Märchen: daß die Juden geweihte Hostien stählen, die sie mit Messern durchstächen bis das Blut herausfließe, und daß sie an ihrem Paschafeste Christenkinder schlachteten, um das Blut derselben bei ihrem nächtlichen Gottesdienste zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichtums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Festtage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfemte Haus eines Juden heimlich hineinschwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geschahen durch das vorgefundne tote Kind, welches die Kirche am Ende gar kanonisierte. Sankt Werner ist ein solcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu Oberwesel jene prächtige Abtei gestiftet, die jetzt am Rhein eine der schönsten Ruinen bildet, und mit der gotischen Herrlichkeit ihrer langen spitzbölgigen Fenster, stolz emporschießender

Pfeiler und Steinschnitzereien uns so sehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Ursprung nicht kennen. Zu Ehren dieses Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getötet oder mißhandelt. Dies geschah im Jahr 1287, und auch zu Bacherach, wo eine von diesen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangsal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte seitdem blieben sie verschont von solchen Anfällen der Volkswut, obgleich sie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß sie von außen bedrängte, desto inniger und traulicher wurde das häusliche Zusammenleben, desto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach. Ein Muster gottgefälligen Wandels war der dortige Rabbiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen seiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieser Stadt, und sein Vater, der dort ebenfalls Rabbiner gewesen, hatte ihm in seinem letzten Willen befohlen, sich demselben Amt zu widmen und Bacherach nie zu verlassen, es sei denn wegen Lebensgefahr. Dieser Befehl und ein Schrank mit seltenen Büchern war alles was sein Vater, der bloß in Armut und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein sehr reicher Mann; verheuratet mit der einzigen Tochter seines verstorbenen Vaterbruders, welcher den Juwelenhandel getrieben, erbte er dessen große Reichtümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen seine Frau geheuratet habe. Aber sämtliche Weiber widersprachen und wußten alte Geschichten zu erzählen: wie der Rabbi, schon vor seiner Reise nach Spanien, verliebt gewesen in Sara – man hieß sie eigentlich die schöne Sara – und wie Sara sieben Jahre warten mußte, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er sie gegen den Willen ihres Vaters und selbst gegen ihre eigne Zustimmung durch den Trauring geheuratet hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdisches Mädchen zu seinem rechtmäßigen Eheeweibe machen, wenn es ihm gelang ihr einen Ring an den Finger zu stecken und dabei die Worte zu sprechen: »Ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moses und Israel!« Bei der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte auf eine ganz eigne Weise zu lächeln; und das geschah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emsig genug das Studium des göttlichen Gesetzes getrieben, aber auch christliche Gebräuche nachgeahmt und freigeistige Denkungsart eingesogen habe, gleich jenen spanischen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung standen. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte sehr wenig an der Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernst war seit seiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweise des Rabbi, die kleinlichsten Glaubensgebräuche übte er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, alle Montag und Donnerstag pflegte er zu fasten, nur am Sabbat oder anderen Feiertagen genoß er Fleisch und Wein, sein Tag verfloß in Gebet und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Gesetz im Kreise der Schüler, die der Ruhm seines Namens nach Bacherach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der schönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi; dennoch fehlte es

nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal seines Hauses, welches neben der Synagoge lag, stand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde: hier ging man aus und ein ohne Umstände, verrichtete schleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Beratung in allgemeiner Not; hier spielten die Kinder am Sabbatmorgen während in der Synagoge der wöchentliche Abschnitt verlesen wurde; hier versammelte man sich bei Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte sich und versöhnte sich; hier fand der Frierende einen warmen Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tisch. Außerdem bewegten sich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte, Brüder und Schwestern, mit ihren Weibern und Kindern, so wie auch seine und seiner Frau gemeinschaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläufige Sippschaft, die alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hause desselben früh und spät verkehrten, und an hohen Festtagen sämtlich dort zu speisen pflegten. Solche gemeinschaftliche Familienmahle im Rabbinerhause fanden ganz besonders statt bei der jährlichen Feier des Pascha, eines uralten, wunderbaren Festes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt, am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Nissen, zum ewigen Gedächtnisse ihrer Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft (...).

In den Jahren 1840–1848 befasst sich Heine intensiv mit politischen Berichten (*Pariser Berichte*, später *Lutetia*), die er in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte. Heine lebt in bewegten Zeiten: Er ist Zeuge einer intensiven technologischen und zivilisatorischen Entwicklung: Es werden u.a. weitere Eisenbahnlinien eröffnet. Europa erlebt die so genannte Orientkrise: England, Preußen, Österreich und Russland führen gegen Frankreich und Ägypten einen Krieg. In Paris bricht der Arbeiteraufstand aus und in Damaskus kommt es zu massiven Judenverfolgungen.

Zwischen Romantik und Zeitkritik: Atta Troll

Heine hat bei einem Pyrenäenbadbesuch im Sommer 1841 den Entschluss gefasst, das satirische Versepos *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum* zu schreiben, das er in Laubes „Zeitung für die elegante Welt“ (Januar-März 1843) veröffentlicht. Im Vorwort zum Epos schreibt Heine:

Ich habe oben mit besonderer Absicht angedeutet, in welcher Periode der *Atta Troll* entstanden ist. Damals blühte die sogenannte politische Dichtkunst. Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen bekamen die strenge Weisung, sich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich-germanischen Nationalität. Es erhob sich im deutschen Bardenhain ganz besonders jenes vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusdunst, der sich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte, und mich immer an den amerikanischen Matrosen erinnerte, welcher für den General Jackson so überschwänglich begeistert war, dass er einst von der Spitze eines Mastbaums ins Meer hinabsprang, indem er ausrief: »Ich sterbe für den General Jackson!« Ja, obgleich wir Deutschen noch keine Flotte besaßen, so hatten wir doch schon viele Matrosen, die für den General Jackson starben, in Versen und in Prosa. Das Talent war damals eine sehr missliche Begabung, denn es brachte in Verdacht der Charakterlosigkeit. Die schelsüchtige Impotenz hatte endlich nach tausendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüthigen des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür jedoch seien die guten Musikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz, und die Gesinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftstellers, der es sich als ein besonderes Verdienst anrechnete, dass er nicht schreiben könne, für seinen hölzernen Stil bekam er einen silbernen Ehrenbecher.

Die Fabel des Epos hat aufklärerische und satirische Akzente. Der Bär *Atta Troll* tanzt mit seiner Gemahlin *Mumma* auf Märkten und in eleganten Bädern. Er beendet die Sklaverei und flüchtet zur Höhle, wo er geboren wurde.

Atta Troll und seine Gattin,
Die geheißen schwarze Mumma,
Sind die Tänzer, und es jubeln
Vor Bewundrung die Baskesen.

Steif und ernsthaft, mit Grandezza,
Tanzt der edle Atta Troll,
Doch der zott'gen Eehälfte
Fehlt die Würde, fehlt der Anstand.

Ja, es will mich schier bedünken,
Dass sie manchmal kankaniere,
Und gemüthlos frechen Steißwurfs
An die Grand'-Chaumière erinnre.

Auch der wackre Bärenführer,
Der sie an der Kette leitet,
Scheint die Immoralität
Ihres Tanzes zu bemerken.

Und er langt ihr manchmal über
Ein'ge Hiebe mit der Peitsche,
Und die schwarze Mumma heult dann,
Dass die Berge wiederhallen.

Dieser Bärenführer trägt
Sechs Madonnen auf dem Spitzhut,
Die sein Haupt vor Feindeskugeln
Oder Läusen schützen sollen.

Über seine Schulter hängt
Eine bunte Altardecke,
Die als Mantel sich gebärdet;
Drunter lauscht Pistol und Messer.

War ein Mönch in seiner Jugend,
Später ward er Räuberhauptmann;
Beides zu verein'gen, nahm er
Endlich Dienste bei Don Carlos.

Als Don Carlos fliehen musste
Mit der ganzen Tafelrunde,
Und die meisten Paladine
Nach honettem Handwerk griffen – (...)

Die weitere Handlung ist etwas chaotisch und weitschweifig. Der nicht mehr lebende Bärenjäger Laskaro führt Atta Troll zu der Hexe Maraka, die seine Mutter ist. Wilde Jagden, Gespenster, drei schöne Reiterinnen, aber auch zwei Dichter „geistern“ im Epos. Am Ende wird Atta Troll gehäutet.

In dem Thal von Ronceval,
Auf demselben Platz, wo weiland
Des Karoli Magni Neffe
Seine Seele ausgeröchelt,

Dorten fiel auch Atta Troll,
Fiel durch Hinterhalt, wie Jener,
Den der ritterliche Judas,
Ganelon von Mainz, verrathen.

Ach! das Edelste im Bären,
Das Gefühl der Gattenliebe,
Ward ein Fallstrick, den Uraka
Listig zu benutzen wusste.

Das Gebrumm der schwarzen Mumma
Hat sie nachgeöff't so täuschend,
Daß der Atta Troll gelockt ward
Aus der sichern Bärenhöhle. –

Wie auf Sehnsuchtsflügeln lief er
Durch das Thal, stand zärtlich schnopernd
Manchmal still vor einem Felsen,
Glaubt, die Mumma sei versteckt dort –

Ach! versteckt war dort Laskaro
Mit der Flinte; Dieser schoß ihn
Mitten durch das frohe Herz –
Quoll hervor ein rother Blutstrom.

Mit dem Kopfe wackelt' er
Ein'gemal, doch endlich stürzt' er
Stöhnend nieder, zuckte gräßlich –
»Mumma!« war sein letzter Seufzer.

Also fiel der edle Held.
Also starb er. Doch unsterblich
Nach dem Tode auferstehn
Wird er in dem Lied des Dichters.

Auferstehn wird er im Liede,
Und sein Ruhm wird kolossal
Auf vierfüßigen Trochäen
Über diese Erde stelzen.

Über mehrere Hände gelangt der Pelz nach Paris und wird von der Freundin des Erzählers Juliett als Bettvorleger benutzt.

Heine schließt sein Epos mit Versen an August Varnhagen von Ense:

»Wo des Himmels, Meister Ludwig,
Habt Ihr all das tolle Zeug
Aufgegabelt?« Diese Worte
Rief der Kardinal von Este,

Als er das Gedicht gelesen
Von des Roland's Rasereien,
Das Ariosto unterthänig
Seiner Eminenz gewidmet.

Ja, Varnhagen, alter Freund,
Ja, ich seh' um deine Lippen
Fast dieselben Worte schweben,
Mit demselben feinen Lächeln.

Manchmal lachst du gar im Lesen!
Doch mitunter mag sich ernsthaft
Deine hohe Stirne furchen,
Und Erinnerung überschleicht dich: –

»Klang Das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondscheinnächten?

Ist Das nicht das fromme Läuten
Der verloren Waldkapelle?
Klingelt schalkhaft nicht dazwischen
Die bekannte Schellenkappe?

In die Nachtigallenchöre
Bricht herein der Bärenbrummbass,
Dumpf und grollend, dieser wechselt
Wieder ab mit Geisterlispeln!

Wahnsinn, der sich klug gebärdet!
Weisheit, welche überschnappt!
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!« ...

Ja, mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verschollnen Traumzeit:
Nur dass oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton.

Trotz des Übermuthes wirst du
Hie und dort Verzagnis spüren –
Deiner wohlprobtren Milde
Sei empfohlen dies Gedicht!

Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand- und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Welch ein Schnattern, wie von Gänsen,
Die das Kapitol gerettet!

Welch ein Zwitschern! Das sind Spatzen,
Pfennigslichtchen in den Krallen;
Sie gebärden sich wie Jovis
Adler mit dem Donnerkeil!

Welch ein Gurren! Turteltauben,
Liebesatt, sie wollen hassen,
Und hinfüro, statt der Venus,
Nur Bellona's Wagen ziehen!

Welch ein Sumsen, welterschütternd!
Das sind ja des Völkerfrühlings
Kolossale Maienkäfer,
Von Berserkerwuth ergriffen!

Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!
Sie gefielen mir vielleicht,
Wenn ich andre Ohren hätte!

Trotz märchenhafter Staffage zeigt das Epos gesellschaftskritische Züge und Anspielung auf die Gegenwart.

Unter Atta Trolls Bärenhaut versteckt Heine seine Auseinandersetzung mit der literarisch-politischen Opposition der 1840er Jahre. Im Bild des Tendenzbären gibt er ihre ideologisch widersprüchlichen und politischen unreifen Ideen der Lächerlichkeit preis, ohne daß seine Kritik an eine bestimmte Gruppierung oder Strömung festzumachen wäre. Im Bild des Tanzbären zielt er auf die ästhetische Rohheit und plumpe Demagogie der Tendenzkunst. (E. Ziegler)

Mit stilistischen Mitteln evoziert er „das letzte freie Waldlied der Romantik“ (H. Heine).

Die Forschung hat das Epos sehr unterschiedlich aufgenommen. Ralf Schnell zeigt z.B. deutlich in seiner Heine-Biographie, dass dem Dichter das Epos aus unterschiedlichen Gründen im erhofften Maße nicht gelungen ist. Auch weil „zwei ästhetische Prinzipien aufeinanderprallen, deren einander objektiv widerstreitende Tendenzen sich nicht ohne weiteres »ründen« ließen: »romantische Schule« und »politische Dichtung«, mit anderen Worten: Kunstautonomie und Zeitkritik“ (Ralf Schnell).

Heines satirische Absichten werden in diesem Epos oft in einer raffinierten Camouflage geboten, was in der Literatur eine lange Tradition hat. Ralf Schnell erinnert an die deutsche Tierdichtung: Lessing, Gellert, Goethe, Tieck, Brentano und Hoffmann.

„Deutschland. Ein Wintermärchen“

Heine besuchte von Paris aus nach zwölfjähriger Abwesenheit Deutschland in den Jahren 1843 und 1844. Beide Aufenthalte galten Hamburg und seiner Familie. Nach dem Bundestagsbeschluss von 1835 gegen das Junge Deutschland war Hamburg toleranter und gewährte Aufenthalte in der Stadt, was keineswegs bedeutet, dass sich Heine ohne Weiteres sicher fühlen konnte. Schon 1839 schreibt Immermann aus Düsseldorf nach Paris: „Ich wünschte herzlich, daß Sie nach Deutschland zurückkämen, für immer ist es doch nichts unter einem fremden Volke [...]. Könnten Sie nicht Hamburg zum Domicil wählen?“

Am 21. Oktober 1843 reist er zu seiner Mutter nach Hamburg und wohnt in der „Alten Stadt London“. Seinen ersten Besuch verbringt er mit allen Verwandten, die stolz auf den Dichter sind. Einen Plan, nach Berlin und Leipzig zu fahren, gibt er allerdings auf. Mit Campe erledigt er verlegerische Angelegenheiten und verhandelt über weitere Auflagen seiner Werke und über Honorare. Er trifft sich mit Freunden und Bekannten und genießt die „Heimatluft“. Am 7. Dezember reist er über Hannover, Köln und Brüssel nach Paris zurück. Die zweite und letzte Reise findet am 20. Juli statt. Er reist mit Mathilde von Havre mit dem Dampfschiff nach Hamburg, wo sich seine Frau in Heines Familienkreis unwohl fühlt und nach gewisser Zeit allein nach Paris zurückkehrt. Salomons Krankheit trübt diesmal seinen Aufenthalt im Familienkreis. Er verlässt Hamburg, das er nie wieder sehen wird.

Deutschland. Ein Wintermärchen entstand nach der Winterreise 1843: „Vor allem verkörperte es einen absoluten Gegensatz zur zeitgenössischen Mode des tendenzpoetischen Pathos, wenn er immer wieder auf die Disharmonie des Einzelnen im Delirium der Weltgeschichte aufmerksam machte“ (Rolf Hosfeld).

Im traurigen Monat November war's,
Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist ich nach Deutschland hinüber.

Und als ich an die Grenze kam,
Da fühlt ich ein stärkeres Klopfen

In meiner Brust, ich glaube sogar
Die Augen begannen zu tropfen.

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

(Heinrich Heine: *Deutschland. Ein Wintermärchen*)

Das satirische Versepos umfasst wie *Atta Troll* 27 Kapitel. Jede Strophe besteht ebenfalls aus Vierzeilern. Heine verarbeitete den Stoff zu einem humoristischen und zeitkritischen Reiseepos. Sein Verleger Campe war von vornherein sehr skeptisch und fand das Epos zu radikal.

Sie werden viel für diese Gedichte zu leiden haben [...]. Nicht zu gedenken, dass Sie den Patrioten neue Waffen gegen sich in die Hände geben und so die Franzosenfresser wieder in die Schranken rufen, auch die Moralisten werden über Sie herfallen [...]. Wahrlich, ich habe nie bei einem Ihrer Artikel so geschwankt als eben bei diesem, nämlich was ich tun oder lassen soll.

(zit. nach Klaus Briegleb)

Das Epos erschien 1844 bei Campe zusammen mit anderen Gedichten als Band *Neue Gedichte*. Sofort kam aus allen Seiten der Vorwurf eines Vaterlandsverrätters und parteiischen Franzosenfreundes.

In den ersten zwei Kapiteln beschreibt er die Überschreitung der französisch-deutschen Grenze mit seiner „literarischen Kutsche“.

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden
Dort oben, in jener besseren Welt,
Wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammertal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom jenseits, wo die Seele schwelgt
Verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie sang das alte Entsagungslid,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn auch die Herren Verfasser;

Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
Was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir euch besuchen
Dort oben, und wir, wir essen mit euch
Die seligsten Torten und Kuchen.

Ein neues Lied, ein besseres Lied!
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.

Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniuse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.

Und fehlt der Pfaffensegen dabei,
Die Ehe wird gültig nicht minder –
Es lebe Bräutigam und Braut,
Und ihre zukünftigen Kinder!

Ein Hochzeitkarmen ist mein Lied,
Das bessere, das neue!
In meiner Seele gehen auf
Die Sterne der höchsten Weihe –

Begeisterte Sterne, sie lodern wild,
Zerfließen in Flammenbächen –
Ich fühle mich wunderbar erstarkt,
Ich könnte Eichen zerbrechen!

Seit ich auf deutsche Erde trat,
Durchströmen mich Zaubersäfte –
Der Riese hat wieder die Mutter berührt,
Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

Die Reise geht über Aachen nach Köln. Heine spottet mit beißender Ironie über die anachronistische deutsche Gesellschaft, über den seit dem Mittelalter unvollendeten Bau des Doms als Ausdruck einer zivilisatorischen Obstruktion:

Er wird nicht vollendet, der Kölner Dom,
Obgleich die Narren in Schwaben
Zu seinem Fortbau ein ganzes Schiff
Voll Steine gesendet haben.

Er wird nicht vollendet, trotz allem Geschrei
Der Raben und der Eulen,
Die, altertümlich gesinnt, so gern
In hohen Kirchtürmen weilen.

Ja, kommen wird die Zeit sogar,
Wo man, statt ihn zu vollenden,
Die inneren Räume zu einem Stall
Für Pferde wird verwenden.

»Und wird der Dom ein Pferdestall,
Was sollen wir dann beginnen
Mit den Heil'gen Drei Kön'gen, die da ruhn
Im Tabernakel da drinnen?«

So höre ich fragen. Doch brauchen wir uns
In unserer Zeit zu genieren?
Die Heil'gen Drei Kön'ge aus Morgenland,
Sie können woanders logieren.

Folgt meinem Rat und steckt sie hinein
In jene drei Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hängen am Turm,
Der Sankt Lamberti geheißten.

Der Schneiderkönig saß darin
Mit seinen beiden Räten,

Wir aber benutzen die Körbe jetzt
Für andre Majestäten.

Zur Rechten soll Herr Balthasar,
Zur Linken Herr Melchior schweben,
In der Mitte Herr Gaspar – Gott weiß, wie einst
Die drei gehaust im Leben!

Die Heil'ge Allianz des Morgenlands,
Die jetzt kanonisiert,
Sie hat vielleicht nicht immer schön
Und fromm sich aufgeführt.

Der Balthasar und der Melchior,
Das waren vielleicht zwei Gäuche,
Die in der Not eine Konstitution
Versprochen ihrem Reiche,

Und später nicht Wort gehalten – Es hat
Herr Gaspar, der König der Mohren,
Vielleicht mit schwarzem Undank sogar
Belohnt sein Volk, die Toren!

Von Köln begibt sich Heine nach Hagen, wo er die altgermanische Küche genießt: Mit Sauerkraut, Grünkohl, Stockfisch, Bücklingen, Schweinskopf und Gänsefleisch. Über viele andere Stationen in Gesprächen mit Königen und Kaisern kommt er nach Hamburg zu der Mutter, die ihm ein deftiges Essen serviert und ihn mit hundert Fragen überschüttet. Auf Heines Essgewohnheiten werden wir noch im nachstehenden Kapitel eingehen.

Von Harburg fuhr ich in einer Stund'
Nach Hamburg. Es war schon Abend.
Die Sterne am Himmel grüßten mich,
Die Luft war lind und labend.

Und als ich zu meiner Frau Mutter kam,
Erschrak sie fast vor Freude;
Sie rief: »Mein liebes Kind!« und schlug
Zusammen die Hände beide.

»Mein liebes Kind, wohl dreizehn Jahr'
Verflossen unterdessen!
Du wirst gewiß sehr hungrig sein –
Sag an, was willst du essen?

Ich habe Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.«

»So gib mir Fisch und Gänsefleisch
Und schöne Apfelsinen.«

Und als ich aß mit großem App'tit,
Die Mutter ward glücklich und munter,
Sie frug wohl dies, sie frug wohl das,
Verfängliche Fragen mitunter.

»Mein liebes Kind! und wirst du auch
Recht sorgsam gepflegt in der Fremde?
Versteht deine Frau die Haushaltung,
Und flickt sie dir Strümpfe und Hemde?«

»Der Fisch ist gut, lieb Mütterlein,
Doch muß man ihn schweigend verzehren;
Man kriegt so leicht eine Grät' in den Hals,
Du darfst mich jetzt nicht stören.«

Und als ich den braven Fisch verzehrt,
Die Gans ward aufgetragen.
Die Mutter frug wieder wohl dies, wohl das,
Mitunter verfängliche Fragen.

»Mein liebes Kind! in welchem Land
Läßt sich am besten leben?
Hier oder in Frankreich? und welchem Volk
Wirst du den Vorzug geben?«

»Die deutsche Gans, lieb Mütterlein,
Ist gut, jedoch die Franzosen,
Sie stopfen die Gänse besser als wir,
Auch haben sie bessere Saucen.« –

Und als die Gans sich wieder empfahl,
Da machten ihre Aufwartung
Die Apfelsinen, sie schmeckten so süß,
Ganz über alle Erwartung.

Die Mutter aber fing wieder an
Zu fragen sehr vergnüglich,
Nach tausend Dingen, mitunter sogar
Nach Dingen, die sehr anzüglich.

»Mein liebes Kind! Wie denkst du jetzt?
Treibst du noch immer aus Neigung
Die Politik? Zu welcher Partei
Gehörst du mit Überzeugung?«

»Die Apfelsinen, lieb Mütterlein,
Sind gut, und mit wahrem Vergnügen
Verschlucke ich den süßen Saft,
Und ich lasse die Schalen liegen.«

Nostalgisch blickt der Dichter auf seine „nebelentfernte“ Heimat, auf die geliebte Stadt Hamburg. Viel hat sich nach dem großen Brand verändert: Viele Straßen oder gar Stadtviertel sind verschwunden. Er trifft wenig alte Bekannte, was für Heine ein schmerzlicher Identitätsverlust ist. Im XXIII. Kapitel erscheint ihm Hamburgs Schutzheilige Harmonia, die ihm gesteht, dass nach Klopstocks Tod nun Heine ihr Lieblingsdichter sei. Heine schließt sein Epos mit Versen, die ihn mit der Tradition von Aristophanes und Dante verbinden.

Das Vorwort zum *Wintermärchen* klingt programmatisch und ist u.a. an seine Verächter gerichtet:

Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben so sehr wie ihr. Wegen dieser Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen ebendieser Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine schiefmäulige Duldergrimasse zu schneiden. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde: weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an seinem Ufer stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgendeinem andern gehören soll als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie ihr es tut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüte sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch vieles zu wünschen übriglassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es schon getan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und

die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen und wie wir es wollen, wir, die Jünger – ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt – die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist *mein* Patriotismus.

Heine kritisiert die rohe Feindseligkeit seiner Gegner und „anarchischen Zustand der deutschen politischen und literarischen Zeitungsblätterwelt“ (ebenda).

Der Dichter erwartete etwas naiv, dass *Deutschland. Ein Wintermärchen* Furore machen wird. Er wollte eine Menschheitskomödie schreiben, die von den Liberalen akzeptiert wurde, aber von den Konservativen als „Misthaufen“ beschimpft wurde. Das politische und literarische Ärgernis zog sich über viele Jahre. Man konnte nicht immer der Struktur seiner „Variantenpoetik“ folgen. Das *Versepos* ist eine geschickte Mischung von Fakten und Fiktion, von phantasmagorischen Träumen und realistischen Bildern. Der Emigrant Heine setzt sich ziemlich aggressiv mit Deutschland auseinander. Auch mit Hamburg, obwohl er die Stadt liebte, wird schonungslos abgerechnet. Ein fast heroischer Vorgang, angesichts seiner fortschreitenden Krankheit. Immer öfter spürte man eine Müdigkeit des Geistes.

„Madame, Sie sollen meine Küche loben“

Beginnen wir mit einer Binsenwahrheit: Essen hat für die Menschheit eine fundamentale Bedeutung und ist mit vielen Prozessen verbunden. Auch die Hungerproblematik, mit der die Menschheit seit Tausenden Jahren ringt, muss hier berücksichtigt werden. Wir sind somit mit einem Totalphänomen konfrontiert, das in jeder Epoche mehr oder weniger in Erscheinung tritt.

Wir finden in der Literatur kaum Autoren, die die Mahlzeitentypologie und Tischkultur nicht ansprechen würden (Goethe, Heine, Keller, Stifter, Kafka, Fontane, Roth, Thomas Mann, Canetti, Thomas Bernhard, Lenz, Böll, Grass u.a.).

Im Oktober 1997 erschien im dtv premium München ein anspruchsvoller Band *Essen und Trinken mit Heinrich Heine*, hrsg. vom wissenschaftlichen Mitarbeiter des Heinrich-Heine-Instituts Düsseldorf Jan-Christoph Hauschild. Der erwähnte Band enthält 75 Abbildungen und ist versehen mit Heinrich-Heines Creationen des Dreisterne-Meisterkochs Jean-Claude Bourgueil. Der größte Spötter Europas war eher ein mäßiger Genießer, der dicke Frauen, Dampfnudeln und Politik liebte. Dass er gelegentlich von den teuersten Restaurants von Paris träumte und sie auch gelegentlich besuchte, ist schon eine andre Sache, die wir dem immer in Geldnöten lebenden Dichter nicht verübeln können. Dieser Genießer mit Maß hatte selbstverständlich seine Leibspeisen, die gelegentlich von ihm in Briefen, Werken, Notizen und Gesprächen erwähnt werden:

Suppen – Petersiliensuppe, Krebsuppe, Gerstensuppe; Vorspeisen – Krebs, Austern, Kaviar, Eierkuchen mit Schinken, Trüffel in Burgunder; Geflügel – Gänsebraten, Truthähne mit Trüffeln; Fleischgerichte – Ochsenfilet, Kalbsbraten, Hammelbraten, Schweinskopf, Kalbsfüße, Ochsenzunge, gedämpftes Kalbshirn, Göttinger Wurst; Beilagen – Rotkohl, Selleriegemüse, Sauerkraut, Brokkoli, Spinat; Mehlspeisen – Pfannkuchen mit Speck und Äpfeln, Plumpudding mit Cognac flambiert; Dessert – Apfeltörtchen, Wiener Torte, Zitrontorte, Walderdbeeren, Apfelsinen.

Selbstverständlich aß er die erwähnten Speisen nicht täglich, meistens in Restaurants, denn selbst kochte er nicht und hatte immer gute Köchinnen. Später kochte bereits auch seine Frau Mathilde, die Fleisch (Steaks)

bevorzugte, was nicht unbedingt Heines Geschmack war, denn er hatte einen etwas raffinierteren Gaumen. Schon Ende der dreißiger Jahre vermerkte Heine mit gewisser Besorgnis, dass Mathilde immer üppiger und korpulenter wird. Obwohl der Dichter sie liebte, spöttelte er in einem Gedicht aus dem Nachlass – wie Hauschild erinnert – über die Liebe:

Es geht am End, es ist kein Zweifel,
Der Liebe Glut, sie geht zum Teufel.
Sind wir einmal von ihr befreyt,
Beginnt für uns die bessere Zeit,
Das Glück der kühlen Häuslichkeit.
Der Mensch genießt dann die Welt,
Die immer lacht fürs liebe Geld,
Er speist vergnügt sein Leibgericht,
Und in den Nächten wälzt er nicht
Schlaflos sein Haupt, er ruhet warm
In seiner treuen Gattin Arm.

Seit 1848 gelähmt und abgemagert, lebt er in der „Matratzengruft“. Trotzdem verzichtet er nicht auf gewisse Genüsse: Er ißt ein kräftiges Frühstück mit Früchten, Reissuppe mit Schokolade und nicht selten sogar Rindfleisch.

Wir präsentieren einige Textauszüge, die im Kontexte Heines Schaffen seltener behandelt wurden. In vielen Werken, u.a. in *Buch der Lieder*, *Reise von München nach Genua*, *Aus den Memoiren des Herrn Schnabelewopski*, *Ideen*. *Das Buch Le Grand*, *Deutschland*. *Ein Wintermärchen*, *Romanzero*, *Lutezia*, im Nachlass und in Briefen, wird von Heine die Essproblematik behandelt.

Laßt uns die Franzosen preisen!

Laßt uns die Franzosen preisen! Sie sorgten für die zwey größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten, und guter Dinge sind, – denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Paris an einem gut besetzten Tisch? – dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen.

Reise von München nach Genua

Englische Küche – und Liebeskünste

Jedes Land hat seine besondere Küche und seine besonderen Weiblichkeiten, und hier ist alles Geschmacksache. Der Eine liebe gebratene Hühner und gebratene

Enten; was mich betrifft, ich lebe gebratene Hühner und Enten und außerdem noch Gänse. Von hohem idealischem Standpunkt betrachtet, haben die Weiber überall eine gewisse Ähnlichkeit mit der Küche des Landes. Sind die britischen Schönen nicht eben so gesund, nahrhaft, solide, konsistent, kunstlos und doch so vortrefflich wie Altenglands einfache Kost: Rostbeaf, Hammelbraten, Pudding im flammenden Cogniac, Gemüse in Wasser gekocht, neben zwey Saucen, wovon die eine aus gelassener Butter besteht?

[...] O, wie sehne ich mich nach den lombardischen Stuffados, nach den Tagliarinis und Brokolis der holdseligen Toskana! Alles schwimmt in Oel, träge und zärtlich, und trillert Rossinis süße Melodien, und weint vor Zwiebelduft und Sehnsucht! Den Makaroni muß du aber mit den Fingern essen und dann heißt er: Beatrice!

Nur gar zu oft denke ich an Italien und am öftesten des Nachts. Vorgestern träumte mir: ich befände mich in Italien und sey ein bunter Harlekin und läge recht faulenzlerisch unter einer Trauerweide [...]

Von der deutschen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einzigen Fehler; aber ich sage nicht welche. Da giebt's gefühlvolles jedoch unentschlossenes Backwerk, verliebte Eyserspeisen, tüchtige Dampfnudeln, Gemüthsuppe mit Gerste, Pfannkuchen mit Aepfeln und Speck, tugendhafte Hausklöße, Sauerkraut, wohl dem, der es verdauen kann.

Was die holländische Küche betrifft, so unterscheidet sie sich von letzterer, erstens durch die Reinlichkeit, zweitens durch die eigentliche Leckerheit. Besonders ist die Zubereitung der Fische unbeschreibbar liebenswürdig. Rührend inniger, und doch zugleich tiefsinniger Sellerieduft. Selbstbewußte Naivität und Knoblauch. Tadelhaft jedoch ist es, daß sie Unterhosen von Flannel tragen; nicht die Fische, sondern die schönen Töchter des meerumspülten Hollands.

Aus den Memoiren des Herrn vom Schnabelewopski

Altgermanische Küche

Von Cöllen war ich drey Viertel auf Acht
Des Morgens fortgereist;
Wir kamen nach Hagen schon gegen Drey
Da wird zu Mittag gespeiset.

Der Tisch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermanische Küche.
Sey mir begrüßt, mein Sauerkraut,
Holdselig sind deine Gerüche!

Gestofte Kastanien im grünen Kohl!
So aß ich sie einst bei der Mutter!
Ihr heimischen Stockfische seyd mir begrüßt!
Wie schwimmt Ihr klug in der Butter!

Jedwedem fühlenden Herzen bleibt
Das Vaterland ewig theuer –
Ich liebe auch recht braun geschmort
Die Bücklinge und Eyer.

Wie jauchzten die Würste im spritzelnden Fett!
Die Krammetsvögel, die Frommen
Gebratenen Englein mit Apfelmuß,
Sie zwitscherten mir: Willkommen!

Willkommen, Landsmann, – zwitschern sie –
Bist lange ausgeblieben,
Hast Dich mit fremdem Gevögel so lang
In der Fremde herumgetrieben!

Es stand auf dem Tische eine Gans,
Ein stilles gemüthliches Wesen.
Sie hat vielleicht mich einst geliebt,
Als wir beide noch jung gewesen.

Sie blickte mich an so bedeutungsvoll,
So innig, so treu, so wehe!
Besäß eine schöne Seele gewiß,
Doch war das Fleisch sehr zähe.

Auch einen Schweinskopf trug man auf
In einer zinnernen Schüssel;
Noch immer schmückt man den Schweinen bei uns
Mit Lorbeerblättern den Rüssel.

Deutschland. Ein Wintermärchen

Lottchens Zitronentorten

Grüße mir alle Bekannten, und schreibe mir wie es dort aussieht und ob die Torten dies Jahr in Hamburg gut geraten sind. Wenn Du was gutes kochst oder bäckst, so hebe es mir doch auf, bis ich mahl wieder dort bin. Aber Du selbst bist mir doch lieber als alle Torten auf dieser Erde, die Zitronentorten mit inbegriffen. Ich möchte Dir gern mehr schreiben aber in meinem Kopfe ist es zu trübe und ich kann es ja doch nicht ausdrücken wie herzlich Dir ergeben ist

Dein Bruder

H. Heine

Brief an die Schwester Charlotte, Göttingen, 31. Januar 1824

Neue Gedichte

Seit 1832 plante Heine eine große Lyrik-Sammlung herauszugeben. Nun ist es ihm gelungen, das *Buch der Lieder* zu erweitern. Natürlich hatte er Bedenken, ob im Aufbruch des neuen Zeitalters Lyrik die entsprechende Form der literarischen und gesellschaftlichen Kommunikation noch sei. Im Herbst 1844 erscheinen die *Neuen Gedichte* zusammen mit *Deutschland. Ein Wintermärchen*, die ein verlegerischer Erfolg waren, denn zum Jahresende erscheinen noch zwei weitere Auflagen.

An die Jungen (Zur Doktrin)

Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel in deinem Lauf!
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Helden auf.

Ein kühnes Beginnen ist halbes Gewinnen,
Ein Alexander erbeutet die Welt!
Kein langes Besinnen! Die Königinnen
Erwarten schon knieend den Sieger im Zelt.

Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben
Des alten Darius Bett und Thron.
O süßes Verderben! o blühendes Sterben!
Berauschter Triumphtod zu Babylon!

Der Dichter

Wenn man an dir Verrat geübt,
Sei du um so treuer;
Und ist deine Seele zu Tode betrübt,
So greife zur Leier.

Die Saiten klingen! Ein Heldenlied,
Voll Flammen und Gluten!
Da schmilzt der Zorn, und dein Gemüt
Wird süß verbluten.

Der Asra

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
um die Abendzeit am Springbrunn,
wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
um die Abendzeit am Springbrunn,
wo die weißen Wasser plätschern,
täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
auf ihn zu mit raschen Worten:
»Deinen Namen will ich wissen,
deine Heimath, deine Sippschaft.«

Und der Sklave sprach: »Ich heiße
Mohamet und bin aus Yemen,
und mein Stamm sind jene Asra,
welche sterben, wenn sie lieben.

Die *Neuen Gedichte* sind eine gemischte Sammlung mit einem breiten Themenspektrum. Persönliche Empfindungen stehen neben einem sozialen Programm mit viel politischen Absichten. Die „Verschränkung von Emotionalität und gesellschaftlicher Verantwortung“ (Edda Ziegler) ist wohl in Heines sprichwörtlichen Zeilen ausgedrückt: „Denk ich an Deutschland in der Nacht, dann bin ich um den Schlaf gebracht“. Die ferne Heimat stimmt nostalgisch, „bereichert die Gefühlswelt“ und weckt ständig Sehnsucht.

Der „Neue Gedichte-Zyklus“ ist ein Teil eines größeren Opus von mehreren Publikationen.

Die Liebesgedichte des ersten Zyklus »Neuer Frühling« schließen eng an Heines früheste Lyrik an. Der zweite Zyklus »Verschiedene«, dessen Liebeslieder heute als »erste typisierende Großstadtdichtung« gelten, wurde von den Zeitgenossen durchweg abgelehnt. Konservative wie Liberale empörten sich einhellig über die vulgäre Grisettenlyrik, die »Poesie der Hurerei« eines zum Sklaven seiner Sinnlichkeit gewordenen Dichters. Im dritten Zyklus, den »Romanzen«, versammelt Heine sehr verschiedenartige Gedichte. Dem Typus der Romanze entsprechen am ehesten »Die Nixen«, »Frau Mette« oder »König Harald Harfagar«, vor allem aber die meisterhafte Ballade vom »Ritter Olaf«. Doch auch hier kümmert sich Heine wenig um Gattungsnormen und nutzt die Romanzenstoffe, um darin seine individuellen Anliegen auszudrücken, sei es nun Zeitkritik oder die Macht des Eros.

In den »Zeitgedichten«, dem letzten Zyklus, wird diese persönliche Sicht ganz von der gesellschaftlichen abgelöst. Sie greifen ein in den »großen Kampf« um

Freiheit, Gleichheit und Emanzipation, der durch die politische Entwicklung ab 1840 in eine neue Phase getreten ist. Heine macht das »Sündenregister« deutscher Rückständigkeit auf am Vergleich zwischen deutschen und französischen Verhältnissen, beispielhaft im Lied »A des Nachtwächters«.

(Ziegler, S. 182.)

Winter

Die Kälte kann wahrlich brennen
Wie Feuer. Die Menschenkinder
Im Schneegestöber rennen
Und laufen immer geschwinder

Oh, bittere Winterhärte!
Die Nasen sind erfroren,
Und die Klavierkonzerte
Zerreißen uns die Ohren.

Weit besser ist es im Summer,
Da kann ich im Walde spazieren,
Allein mit meinem Kummer,
Und Liebeslieder skandieren.

(Aus der Sammlung *Zur Ollea*, 1851)

Kluge Sterne

Die Blumen erreicht der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn in Meerestruh'n,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch und spannt sie in's Joch,
In's Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug, sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt, als Lichter der Welt,
Stehn ewig sicher die Sterne.

(Aus der Sammlung *Zur Ollea*, 1851)

Zweites Buch: Lamentationen

Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küßt dich rasch und flattert fort.

Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt, sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt.

Aus: *Romanzero*

Mythologie

Ja, Europa ist erlegen –
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danäen –
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen –
Denn sie dachte: eine Wolke,
Ideale Himmelswolke,
Kann uns nicht kompromittieren.

Aber tief muß uns empören
Was wir von der Leda lesen –
Welche Gans bist du gewesen,
Daß ein Schwan dich konnt' bethören!

Aus: *Romanzero*

Zum Hausfrieden

Viele Weiber, viele Flöhe,
Viele Flöhe, vieles Jucken –
Thun sie heimlich dir ein Wehe,
Darfst du dennoch dich nicht mucken.

Denn sie rächen, schelmisch lächelnd,
Sich zur Nachtzeit – Willst du drücken
Sie an's Herze, lieberöchelnd,
Ach, da dreh'n sie dir den Rücken.

Aus: *Romanzero*

Enfant Perdu

Verlor'ner Posten in dem Freiheitskriege,
Hielt ich seit dreißig Jahren treulich aus.
Ich kämpfte ohne Hoffnung, daß ich siege,
Ich wußte, nie komm' ich gesund nach Haus.

Ich wachte Tag und Nacht – Ich konnt' nicht schlafen,
Wie in dem Lagerzelt der Freunde Schar –
(Auch hielt das laute Schnarchen dieser Braven
Mich wach, wenn ich ein Bischen schlummrig war).

In jenen Nächten hat Langweil' ergriffen
Mich oft, auch Furcht – (nur Narren fürchten nichts) –
Sie zu verscheuchen, hab' ich dann gepiffen
Die frechen Reime eines Spottgedichts.

Ja, wachsam stand ich, das Gewehr im Arme,
Und nahte irgend ein verdächt'ger Gauch,
So schoß ich gut und jagt' ihm eine warme,
Brühwarme Kugel in den schnöden Bauch.

Mitunter freilich mocht' es sich ereignen,
Daß solch ein schlechter Gauch gleichfalls sehr gut
Zu schießen wußte – ach, ich kann's nicht läugnen –
Die Wunden klaffen – es verströmt mein Blut.

Ein Posten ist vacant! – Die Wunden klaffen –
Der Eine fällt, die Andern rücken nach –
Doch fall' ich unbesiegt, und meine Waffen
Sind nicht gebrochen – Nur mein Herze brach.

Aus: *Romanzero*

Im Kontexte der *Neuen Gedichte* ist der gesellschaftlich-politische Hintergrund, die Oppositionsbewegung und die progressive Literatur nicht ohne Bedeutung. Heine bewegt sich im Dunst von Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und Herwegh. Allen waren die bürgerlich-revolutionären Ideen, die die Inhumanität des Kapitalismus bekämpften, sehr nahe. Heines Satire richtete sich gegen das Ancien Regime, wie wir es in *Der Kaiser von China* sehen. Zahlreiche Gedichte aus dem Romanzero-Zyklus sind zu Heines Lebzeiten gar nicht erschienen. Jeder Historiograph seines Schaffens muss oft seine zerstreuten Gedichte suchen, zumal sie oft, wie wir es bereits schon erwähnt haben, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Die Matratzengruft. Das lyrische Testament auf dem Prüfstand

Der Jude Heine, der nach seinem eigenen Gott ringt, beginnt die letzte Lebens- und Schaffensetappe mit Zweifeln und Lamentationen. Im Testamentsentwurf vom 13. November 1851 klagt er:

Nur Du, o Gott! Bist der wahre Urheber meines Untergangs; jene arme Menschen tragen nicht die Schuld. O Gott! Du wolltest, daß ich zu Grunde ging, und ich ging zu Grunde. Gelobt sei der Herr! Er hat mich herabgestürzt von dem Postamente meines Stolzes, und ich, der ich in meinem dialektischen Dünkel mich selber für einen Gott hielt, und Gefühle hegte und Tugenden übte, die nur einem Gotte ziemten – ich liege jetzt am Boden, arm und elend, und krümme mich wie ein Wurm. Gelobt sei der Herr! Ich trage mit Ergebung meine Qualen, und ich leere den Kelch der Erniedrigungen ohne mit den Lippen zu zucken, bis zum letzten Tropfen. Weiß ich doch, daß ich aus dieser Erniedrigung auferstehe, gerechtfertigt, geheiligt und gefeiert.

Jochanan Trilse-Finkelstein kommentiert Heines Gottanklage im Kontext etlicher Gegenwartsergebnisse.

Das ist eine Anklage gegen Gott, wie sie nur im Judentum möglich ist. Einen so gültigen wie eindrucksvollen Beleg für eine solche Haltung liefert der Israeli Elie Wiesel mit seinem Stück »Prozeß im Schamgorod«, wo ein regelrechter Prozeß gegen Gott stattfindet und dieser zur Verantwortung gezogen wird, daß er solche Verbrechen gegen Juden wie 1648 in der Ukraine durch die Banden des Kosakenhetmans Bogdan Chmelnitzki zugelassen habe. Wichtige Gedanken zum Thema finden sich auch bei Hans Jonas in »Gott nach Auschwitz«. Jüdisches Denken pur – bei Heine bereits. Ein gewaltiges Hirn der Art schafft sich die Dinge, die es braucht – ein jüdisches dazu die, die es hat.

(Jochanan Trilse-Finkelstein, S. 324)

Freilich ging es bei Heine niemals um einen christlichen Gottbegriff. Dafür finden wir den jüdischen Gott in den *Hebräischen Melodien* des *Romanzero*. *Drittes Buch*.

Zum *Romanzero* schrieb Heine ein bewegendes Nachwort. Viele Gedichte in diesem Zyklus entstanden unter körperlichen Hindernissen und Qualen.

Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übriggeblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an

das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht herein in meine Matratzen-gruft zu Paris, wo ich früh und spät nur Wagengerassel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen – das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzen.

Heine deutet seine Ausschweifungen an und bedauert seine jugendliche Unbesonnenheit, die so viel Unheil anstiftet:

Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie erteilt; manche schöne Gedichte, die gegen sehr hohe und sehr niedrige Personen gerichtet waren, wurden deshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichstem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen als der Versifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen liebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten sich noch herber. Der gesamte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen, und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück stehen ihnen keine andern Folterinstrumente zu Gebote als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindligsten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag – und das ist doch die Hauptsache –, so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit usw., annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den

der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen schmachtenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüte führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.

Heine geht auf die aktuellen politischen Zustände und Regierungsreformen ein. Er bekennt sich zu demokratischen Prinzipien und legt ein politisches „Glaubensbekenntnis“ ab:

Was mich betrifft, so kann ich mich in der Politik keines sonderlichen Fortschritts rühmen; ich verharrte bei denselben demokratischen Prinzipien, denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte. In der Theologie hingegen muß ich mich des Rückschreitens beschuldigen, indem ich, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückkehrte. Das läßt sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muß ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte bis zur Schwelle irgendeiner Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft. Es war im Mai 1848, an dem Tage, wo ich zum letzten Male ausging, als ich Abschied nahm von den holden Idolen, die ich angebetet in den Zeiten meines Glücks. Nur mit Mühe schleppte ich mich bis zum Louvre, und ich brach fast zusammen, als ich in den erhabenen Saal trat, wo die hochgebenedeite Göttin der Schönheit, Unsere liebe Frau von Milo, auf ihrem Postamente steht. Zu ihren Füßen lag ich lange, und ich weinte so heftig, daß sich dessen ein Stein erbarmen mußte. Auch schaute die Göttin mitleidig auf mich herab, doch zugleich so trostlos, als wollte sie sagen: siehst du denn nicht, daß ich keine Arme habe und also nicht helfen kann?

Mimi

Bin kein sittsam Bürgerkätzchen,
Nicht im frommen Stübchen spinn ich.
Auf dem Dach, in freier Luft,
Eine freie Katze bin ich.

Wenn ich sommernächtlich schwärme,
Auf dem Dache, in der Kühle,
Schnurrt und knurrt in mir Musik,
Und ich singe was ich fühle.

Also spricht sie. Aus dem Busen
Wilde Brautgesänge quellen,
Und der Wohllaut lockt herbei
Alle Katerjungesellen.

Alle Katerjungesellen,
Schnurrend, knurrend, alle kommen,
Mit Mimi zu musizieren,
Liebelechzend, lustentglommen.

Das sind keine Virtuosen,
Die entweiht jemals für Lohngunst
Die Musik, sie blieben stets
Die Apostel heilger Tonkunst.

Brauchen keine Instrumente,
Sie sind selber Bratsch und Flöte;
Eine Pauke ist ihr Bauch,
Ihre Nasen sind Trompeten.

Sie erheben ihre Stimmen
Zum Konzert gemeinsam jetzo;
Das sind Fugen, wie von Bach
Oder Guido von Arezzo.

Das sind tolle Symphonien,
Wie Capricen von Beethoven
Oder Berlioz, der wird
Schnurrend, knurrend übertroffen.

Wunderbare Macht der Töne!
Zauberklänge sondergleichen!
Sie erschüttern selbst den Himmel,
Und die Sterne dort erleichen.

Wenn sie hört die Zauberklänge,
Wenn sie hört die Wundertöne,
So verhüllt ihr Angesicht
Mit dem Wolkenflor Selene.

Nur das Lästermaul, die alte
Prima-Donna Philomele
Rümpft die Nase, schnupft und schmählt
Mimis Singen – kalte Seele!

Doch gleichviel! Das musiziert,
Trotz dem Neide der Signora,

Bis am Horizont erscheint
Rosig lächelnd Fee Aurora.

Guter Rat

Laß dein Grämen und dein Schämen!
Werbe keck und fordre laut,
Und man wird sich dir bequemen,
Und du führest heim die Braut.

Wirf dein Gold den Musikanten,
Denn die Fiedel macht das Fest;
Küsse deine Schwiegeranten,
Denkst du gleich: Hol euch die Pest!

Rede gut von einem Fürsten,
Und nicht schlecht von einer Frau;
Knickre nicht mit deinen Würsten,
Wenn du schlachtest eine Sau.

Ist die Kirche dir verhaßt, Tor,
Desto öfter geh hinein;
Zieh den Hut ab vor dem Pastor,
Schick ihm auch ein Fläschchen Wein.

Fühlst du irgendwo ein Jücken,
Kratze dich als Ehrenmann;
Wenn dich deine Schuhe drücken,
Nun, so zieh Pantoffeln an.

Hat versalzen dir die Suppe
Deine Frau, bezähm die Wut,
Sag ihr lächelnd: Süße Puppe,
Alles was du kochst ist gut.

Trägt nach einem Schal Verlangen
Deine Frau, so kauf ihr zwei;
Kauf ihr Spitzen, goldne Spangen
Und Juwelen noch dabei.

Wirst du diesen Rat erproben,
Dann, mein Freund! genießest du
Einst das Himmelreich dort oben,
Und du hast auf Erden Ruh.

XXIII

Epilog

Unser Grab erwärmt der Ruhm.
Thorenworte! Narrenthum!
Eine beßre Wärme giebt
Eine Kuhmagd, die verliebt
Uns mit dicken Lippen küßt
Und beträchtlich riecht nach Mist.
Gleichfalls eine beßre Wärme
Wärmt dem Menschen die Gedärme,
Wenn er Glühwein trinkt und Punsch
Oder Grog nach Herzenswunsch
In den niedrigsten Spelunken,
Unter Dieben und Hallunken,
Die dem Galgen sind entlaufen,
Aber leben, athmen, schnaufen,
Und beneidenswerther sind
Als der Thetis großes Kind –
Der Pelide sprach mit Recht:
Leben wie der ärmste Knecht
In der Oberwelt ist besser,
Als am stygischen Gewässer
Schattenführer sein, ein Heros,
Den besungen selbst Homeros.

Der tugendhafte Hund

Ein Pudel, der mit gutem Fug
Den schönen Namen Brutus trug,
War vielberühmt im ganzen Land
Ob seiner Tugend und seinem Verstand.
Er war ein Muster der Sittlichkeit,
Der Langmut und Bescheidenheit.
Man hörte ihn loben, man hörte ihn preisen
Als einen vierfüßigen Nathan den Weisen.
Er war ein wahres Hundeujuwel!
So ehrlich und treu! eine schöne Seel!
Auch schenkte sein Herr in allen Stücken
Ihm volles Vertrauen, er konnte ihn schicken
Sogar zum Fleischer. Der edle Hund
Trug dann einen Hängekorb im Mund,
Worin der Metzger das schöngehackte
Rindfleisch, Schaffleisch, auch Schweinefleisch packte. –
Wie lieblich und lockend das Fett gerochen,

Der Brutus berührte keinen Knochen,
Und ruhig und sicher, mit stoischer Würde,
Trug er nach Hause die kostbare Bürde.

Doch unter den Hunden wird gefunden
Auch eine Menge von Lumpenhunden
– Wie unter uns –, gemeine Köter,
Tagdiebe, Neidharde, Schwenenöter,
Die ohne Sinn für sittliche Freuden
Im Sinnenrausch ihr Leben vergeuden!
Verschworen hatten sich solche Racker
Gegen den Brutus, der treu und wacker,
Mit seinem Korb im Maule, nicht
Gewichen von dem Pfad der Pflicht. –

Und eines Tages, als er kam
Vom Fleischer und seinen Rückweg nahm
Nach Hause, da ward er plötzlich von allen
Verschwornen Bestien überfallen;
Da ward ihm der Korb mit dem Fleisch entrissen
Da fielen zu Boden die leckersten Bissen,
Und fraßbegierig über die Beute
Warf sich die ganze hungrige Meute –
Brutus sah anfangs dem Schauspiel zu,
Mit philosophischer Seelenruh;
Doch als er sah, daß solchermaßen
Sämtliche Hunde schmausten und fraßen,
Da nahm auch er an der Mahlzeit teil
Und speiste selbst eine Schöpsenkeul.

Moral

Auch du, mein Brutus, auch du, du frißt?
So ruft wehmütig der Moralist.
Ja, böses Beispiel kann verführen;
Und, ach! gleich allen Säugetieren,
Nicht ganz und gar vollkommen ist
Der tugendhafte Hund – er frißt!

Agonie und Abschiedsklänge

Heines letzte Jahre vergehen in Schmerzen und Einsamkeit. Über seinen Gesundheitszustand schreiben alle Biographen, wobei es oft mutmaßliche Abschweifungen sind, die die Realität ignorieren. Zeitgenossen, die Nachwelt und sogar Heine selbst glaubten, die Krankheit sei die Folge einer Syphilis. Es wird aber auch angenommen, dass er eine amyotrophische Lateralsklerose hatte, die zu einem degenerativen Prozess des Rückenmarks führte.

Hemmer Montanus, Arzt und Germanist, veröffentlichte 1995 einen bisher umfangreichsten und kompetentesten Bericht über Heines Siechtum: *Der Kranke Heine* (547 Seiten). Er versucht auf viele Fragen einzugehen, denen man zu wenig Achtung schenkte: Heines hereditäre Belastung, Heines Erotik und Sexualität, die Ärzte Heinrich Heines und ihre Therapie, die Krankheit Heines aus der Sicht medizinischer Laien, Landry-Paralyse. Montanus erklärt im Schlusswort die Diagnose aus der heutigen Sicht:

Die diagnostische Bewertung der in der Biographie Heinrich Heines recherchierten Daten und Ereignisse bereitet spezifische Probleme. Es liegen überwiegend nur Überlieferungen medizinischer Laien vor, deren Formulierungen zumeist diagnostisch mehrdeutig sind und interpretiert werden müssen. Auch die Darstellung der Ärzte Heines und der medizinisch gebildeten Beobachter sind zeitgenössischen Vorstellungen und einem zeitgemäß eingeschränktem Erkenntnisstand geprägt und daher diskussionsbedürftig. Hier ergibt sich eine anamnestische Unschärfe, die eine exakte diagnostische Bewertung des einzelnen Symptoms nicht zulässt.

Es sei darauf hingewiesen, daß in der modernen Medizin die diskutierten Krankheitsbilder so lange Differentialdiagnosen bleiben müssen, bis sie durch die heute zur Verfügung stehenden, umfangreichen diagnostischen Möglichkeiten bewiesen oder ausgeschlossen werden können. Eine Festlegung auf ein einziges Krankheitsbild oder sogar ein definierter Ausschluß von Differentialdiagnosen ist aus medizinischer Sicht nicht gerechtfertigt, und so ist eine Sicherung der Diagnose der Krankheit Heines auf der Grundlage moderner medizinischer Kenntnisse nicht möglich. Dies beruht auf einem Fehlen hierfür essentieller Daten. Befunde eingehender klinischer Untersuchungen sind nicht überliefert, ein Obduktionsbefund liegt nicht vor, eine mikrobiologische Erregerbestimmung gab es ebensowenig wie den serologischen Nachweis venerischer Erkrankungen.

Durch sorgfältige und genaue Anamnese aber wird aus den zu Verfügung stehenden Quellen eine solche Fülle von Daten und Fakten gewonnen, daß sie einen differentialdiagnostischen Entscheidungsprozeß ermöglichen, eine definitive Festlegung auf eine Diagnose wegen ihrer methodisch bedingten und individuellen

Variabilität jedoch nicht zulassen. Die Anamnese bleibt so das wichtigste Instrument zur primären differentialdiagnostischen Auswahl und ermöglicht auch retrospektiv im Fall Heinrich Heines die Eingrenzung auf wenige Krankheitsbilder infektiöser, entzündlicher und immunologischer Genese.

Henner Montanus: *Der kranke Heine*, S. 490

Ein Jahr vor dem Tod verschlechterten sich erheblich seine Lebensumstände: „Ich bin krank wie ein Hund, arbeite wie ein Pferd und bin arm wie eine Kirchenmaus“. Mit der Kirchenmaus hat er natürlich übertrieben und wohl die Worte an Rothschild gerichtet.

Die Querelen mit dem Übersetzer Reinhardt und Campe, der Heine in Paris besuchte, waren wohl teilweise mit seinem Gesundheitszustand verbunden.

Trotz der schweren Krankheit, die über viele Jahre dauerte, versucht er neue Werke zu publizieren und ist ständig mit Neufassungen beschäftigt. Abgesehen von *Romanzero* mit Spätgedichten und *Gedichte. 1853 und 1854*, entstehen in dieser Zeit die Lebenserinnerungen *Geständnisse* und *Memoiren*. Artikel aus der „Allgemeinen Zeitung“ (1840–1843) erscheinen in Buchform, unter ihnen ein wichtiges Werk in seinem Gesamtschaffen – *Lutezia*.

Lutezia

Indem ich, mein hochgefeierter und wahlverwandter Zeitgenosse, durch die Widmung dieses Buches gleichsam auf die Façade desselben unsre beiden Namen inskribiere, folge ich nur einer heiter gaukelnden Laune des Gemütes, und wenn meinem Sinne irgendein bestimmter Beweggrund vorschwebt, so ist es allenfalls der oberwähnte Brauch der Reisenden. – Ja, Reisende waren wir beide auf diesem Erdball, das war unsre irdische Spezialität, und diejenigen, welche nach uns kommen und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsre beiden Namen umschlugen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben darüber glossieren, in wie weit der Verfasser der »Briefe eines Verstorbenen« und der Berichterstatter der Lutetia zusammen paßten [...].

Die Blütezeit der parlamentarischen Periode waren das Ministerium vom 1. März 1840 und die ersten Jahre des Ministeriums vom 29. November 1840. Ersteres mag für den Deutschen noch ein besonderes Interesse bewahren, weil damals Thiers unser Vaterland in die große Bewegung hineintrommelte, welche das politische Leben Deutschlands weckte; Thiers brachte uns wieder als Volk auf die Beine, und dieses Verdienst wird ihm die deutsche Geschichte hoch anrechnen. Auch der Eisapfel der orientalischen Frage kommt unter jenem Ministerium bereits

zum Vorschein, und wir sehen im grellsten Lichte den Egoismus jener britischen Oligarchie, die uns damals gegen die Franzosen verhetzte. Ihre Agenten schlichen sich ein in die deutsche Presse, um die politische Unerfahrenheit meiner Landsleute auszubeuten, die sich alles Ernstes einbildeten, die Franzosen trachteten nicht allein nach den Kronen der deutschen Duodezfürsten, sondern auch nach den Erdäpfeln ihrer Untertanen, und es gelüste sie nach dem Besitz der Rheinprovinzen, um unsern lieben guten Rheinwein zu trinken. O, nicht doch! Die Franzosen werden uns gern unsre Erdäpfel lassen, sie, welche die Trüffeln von Perigord besitzen, und sie können wohl unseres Rheinweins entbehren, da sie den Champagner haben. Frankreich braucht uns um nichts zu beneiden, und die kriegerischen Gelüste, von denen wir uns bedroht glaubten, waren Erfindungen von englischer Fabrik. Daß das aufrichtige und großmütige, bis zur Fanfaronade großmütige Frankreich unser natürlicher und wahrhaft sicherster Alliierter ist, war die Überzeugung meines ganzen Lebens, und das patriotische Bedürfnis, meine verblendeten Landsleute über den treulosen Blödsinn der Franzosenfresser und Rheinliedbarden aufzuklären, hat vielleicht meinen Berichten über das Ministerium Thiers manchmal, namentlich in bezug auf die Engländer, ein allzu leidenschaftliches Kolorit erteilt; aber die Zeit war eine höchst gefährliche, und Schweigen war ein halber Verrat. Meine Animosität gegen das »perfdie Albion«, wie man sich ehemals ausdrückte, existiert nicht mehr heute, wo sich so vieles verändert hat. Ich bin nichts weniger als ein Feind jenes großen englischen Volkes, das seitdem meine herzlichsten Sympathien, wenn auch nicht mein Vertrauen, zu gewinnen gewußt. Aber so sehr die Engländer als Individuen zuverlässige Freunde sind, so sehr muß man ihnen als Nation, oder, besser gesagt, als Regierung mißtrauen. Ich will hier gerne eine »Apologie« im englischen Sinne des Worts vorbringen und, sozusagen, Abbitte tun für alle herben Ausfälle, mit denen ich das englische Volk regaliert habe, als ich diese Berichte schrieb; aber ich wage sie heute nicht zu unterdrücken, denn die leidenschaftlichen Stellen, welche ich in ihrem ursprünglichen Ungestüm wieder zum Abdruck bringe, dienen dazu, vor den Augen des Lesers die Leidenschaften heraufzubeschwören, von denen er sich nach den großen Umwälzungen, die selbst bis auf unsre Erinnerung erstickt und erloschen sind, keine Vorstellung zu machen müßte [...].

Thiers steht heute im vollen Lichte seines Tages. Ich sage heute, ich verbürge mich nicht für morgen. – Daß Thiers jetzt Minister ist, alleiniger, wahrhafter Gewaltminister, unterliegt keinem Zweifel, obgleich viele Personen, mehr aus Schelmerei denn aus Überzeugung, daran nicht glauben wollen, ehe sie die Ordonnanzen unterzeichnet sähen, schwarz auf weiß im »Moniteur«. Sie sagen, bei der zögernden Weise des Fabius Cunctator des Königtums sei alles möglich; vorigen Mai habe sich der Handel zerschlagen, als Thiers bereits zur Unterzeichnung die Feder in die Hand genommen. Aber diesmal, bin ich überzeugt, ist Thiers Minister – »Schwören will ich darauf, aber nicht wetten«, sagte einst Fox bei einer ähnlichen Gelegenheit. Ich bin nun neugierig, in wieviel Zeit seine Popularität wieder demoliert sein wird. Die Republikaner sehen jetzt in ihm ein neues Bollwerk des Königtums, und sie werden ihn gewiß nicht schonen. Großmut ist nicht ihre Art, und die republikanische Tugend verschmäht nicht die Alliance mit der Lüge. Morgen schon werden die

alten Verleumdungen aus den modrigsten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln. Die armen Kollegen werden ebenfalls stark unterhalten. »Ein Karnevalsministerium!« rief man schon gestern abend, als der Name des Ministers des Unterrichts genannt wurde. Das Wort hat dennoch eine gewisse Wahrheit. Ohne die Besorgnis vor den drei Karnevalstagen hätte man sich mit der Bildung des Ministeriums vielleicht nicht so sehr geeilt. Aber heute ist schon Faschingsonntag, in diesem Augenblick wälzt sich bereits der Zug des *boeuf gras* durch die Straßen von Paris, und morgen und übermorgen sind die gefährlichsten Tage für die öffentliche Ruhe. Das Volk überläßt sich dann einer wahnsinnigen, fast verzweiflungsvollen Lust, alle Tollheit ist grauenhaft entzügelt, und der Freiheitsrausch trinkt dann leicht Brüderschaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins. – Mummerei gegen Mummerei, und das neue Ministerium ist vielleicht eine Maske des Königs für den Karneval [...].

Hier überstürzen sich die Hiobsposten; aber die letzte, die schlimmste, die Konvention zwischen England, Rußland, Österreich und Preußen gegen den Pascha von Ägypten erregte weit mehr jauchzende Kampflust als Bestürzung, sowohl bei der Regierung als bei dem Volke. Der gestrige »Constitutionnel«, welcher ohne Umschweife gestand, daß Frankreich ganz schnöde getäuscht und beleidigt sei, beleidigt bis zur Voraussetzung einer feigen Unterwürfigkeit – diese ministerielle Anzeige des in London ausgebrüteten Verrats wirkte hier wie ein Trompetenstoß, man glaubte den großen Zornschrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalinteressen bewirken jetzt einen Waffenstillstand der hadernden Parteien. Mit Ausnahme der Legitimisten, die ihr Heil nur vom Ausland erwarten, versammeln sich alle Franzosen um die dreifarbigte Fahne, und Krieg mit dem »perfiden Albion« ist ihre gemeinsame Parole [...].

Ohne sonderliche Ausbeute bin ich dieser Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt. Ein armselig ödes Land, und die Menschen dumm und schmutzig. Von den schönen Volksliedern, die ich dort zu sammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen existiert nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da sie jedoch in bretonischen Dialekten geschrieben sind, muß ich sie mir erst ins Französische übersetzen lassen, ehe ich etwas davon mitteilen kann. Das einzige Lied, was ich auf meiner Reise singen hörte, war ein deutsches; während ich mich in Rennes barbieren ließ, meckerte jemand auf der Straße den Jungfernkranz aus dem Freischütz in deutscher Sprache. Den Sänger selbst hab' ich nicht gesehen, aber seine veilchenblaue Seide klang mir tagelang noch im Gedächtnis. Es wimmelt jetzt in Frankreich von deutschen Bettlern, die sich mit Singen ernähren und den Ruhm der deutschen Tonkunst nicht sehr fördern [...].

Das junge Jahr begann, wie das alte, mit Musik und Tanz. In der großen Oper erklingen die Melodien Donizetti's, womit man die Zeit notdürftig ausfüllt, bis der Prophet kommt, nämlich das Meyerbeer'sche Opus dieses Namens. Vorgestern abend debütierte Mademoiselle Heinefetter mit großem, glänzendem Erfolg. Im Odeon, dem italienischen Nachtigallennest, flöten schmelzender als je der alternende Rubini und die ewig junge Grisi, die singende Blume der Schönheit. Auch die Konzerte haben schon begonnen in den rivalisierenden Sälen von Herz und Erard,

den beiden Holzkünstlern. Wer in diesen öffentlichen Anstalten Polyhymnia's nicht genug Gelegenheit findet, sich zu langweilen, der kann schon in den Privatsoiréen sich nach Herzenslust ausgähnen – eine Schar junger Dilettanten, die zu den fürchterlichsten Hoffnungen berechtigten, läßt sich hier hören in allen Tonarten und auf allen möglichen Instrumenten; Herr Orfila meckert wieder seine unbarmherzigsten Romanzen, gesungenes Rattengift. Nach der schlechten Musik wird lauwarms Zuckerwasser oder gesalzenes Eis herungereicht und getanzt. Auch die Maskenbälle erheben sich schon unter Pauken- und Trompetenschall, und wie mit Verzweiflung stürzen sich die Pariser in den tosenden Strudel des Vergnügens. Der Deutsche trinkt, um sich von drückender Sorgenlast zu befreien; der Franzose tanzt den berausenden, betäubenden Galoppwalzer. Die Göttin des Leichtsinns möchte gern ihrem Lieblingsvolke allen trüben Ernst aus der Seele hinausgaukeln, aber es gelingt ihr nicht; in den Zwischenpausen der Quadrille flüstert Harlekin seinem Nachbar Pierrot ins Ohr: »Glauben Sie, daß wir uns dieses Frühjahr schlagen müssen?« Selbst der Champagner ist unmächtig und kann nur die Sinne benebeln, die Herzen bleiben nüchtern, und manchmal beim lustigsten Bankett erleichen die Gäste, der Witz stirbt auf ihren Lippen, sie werfen sich erschrockene Blicke zu – an der Wand stehen die Worte: Mene, Tekel, Peres!

1851 erscheint *Romanzero*, ein homogener Zyklus in drei Bücher geteilt, mit Motto und Epilog: *Historien*, *Lamentationen* und *Hebräische Melodien* mit zahlreichen Bibelkonnotationen, persönlichen Empfindungen und politisch-gesellschaftlichen Anspielungen.

Rückschau

Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche;
Was man genießen kann in der Welt,
Das hab ich genossen wie je ein Held!
Hab Kaffee getrunken, hab Kuchen gegessen,
Hab manche schöne Puppe besessen;
Trug seidne Westen, den feinsten Frack,
Mir klingelten auch Dukaten im Sack.
Wie Gellert ritt ich auf hohem Roß;
Ich hatte ein Haus, ich hatte ein Schloß.
Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigsten Blicks;
Ein Lorbeerkranz umschloß die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai –
Es ward mir so selig zu Sinne dabei,
So dämmersüchtig, so sterbefaul –
Mir flogen gebratne Tauben ins Maul,

Und Englein kamen, und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen –
Das waren Visionen, Seifenblasen –
Sie platzten – Jetzt lieg ich auf feuchtem Rasen,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.
Ach, jede Lust, ach, jeden Genuß
Hab ich erkaufte durch herben Verdruß;
Ich ward getränkt mit Bitternissen
Und grausam von den Wanzen gebissen;
Ich ward bedrängt von schwarzen Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Vetteln –
Ich glaube sogar, ich mußte betteln.
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wohl! Dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

Geständnisse und Memoiren: „Ich will nicht behandelt sein als Rekrut“

Heine gehört, neben Goethe, zu den reichsten Sprechern unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts. Geständnisse, Memoiren, Gespräche und ein lebendiger Briefwechsel sind das Resultat seiner Erfahrungen und Kontakte u. a. in Hamburg, Berlin, München und Paris. Seine Gespräche sind wohl die reichste Quelle zu seiner Biographie. Niemand wird verschont, weder die Narren noch die Intriganten. Dabei spielt eine wichtige Rolle das anekdotenhafte, vermischt mit Bosheit und Ironie. Die Gespräche sind aber auch in den letzten acht Jahren Zeugnis seiner Einsamkeit und existentieller Zerrissenheit. Seine Gedankenwelt hat sich in vielen Problemen stark geändert, eine ständige Rückbesinnung spielt in den letzten Lebensjahren eine immer stärkere Rolle. In den *Vermischten Schriften* (1854, letzte Publikation) werden nochmal seine gewandelten politischen Anschauungen formuliert. Auch die *Geständnisse* und die *Memoiren* sind Fragmente einer geplanten Autobiographie. Heines „Erinnerungswerke“ werden von ihm teilweise manipuliert und verstümmelt, es fehlen viele Seiten, die wahrscheinlich mit der Familie verbunden waren. Die *Geständnisse* sind eine Auseinandersetzung mit Madame de Staël und ihrem Deutschlandbild. Die *Memoiren*, die nach Mathildes Tod 1884 erschienen, waren eine Überraschung: Man bewunderte den „Glanz der Sprache, die Farbigkeit, den souveränen Witz, die plastischen Personen-Porträts“ (W. Hädecke).

Geständnisse

O die Weiber! Wir müssen ihnen viel verzeihen, denn sie lieben viel, und so gar Viele. Ihr Haß ist eigentlich nur eine Liebe, welche umgesattelt hat. Zuweilen suchen sie auch uns Böses zuzufügen, weil sie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweisen denken. Wenn sie schreiben, haben sie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und dieses gilt von allen Schriftstellerinnen, mit Ausnahme der Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsre vorgefaßten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder besser gesagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteristisch ist bei ihnen ein gewisser Cancan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist, als die roheste Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen.

Die Weiber, wie alle passive Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, daß sie uns dadurch noch weit sicherer schaden, als durch entschiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: *la femme est un être dangereux*.

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muß doch die Bemerkung hinzufügen, daß die schönen nicht so gefährlich sind, als die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn jene sind gewohnt, daß ihnen die Männer den Hof machen, während die andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen, und durch den Köder der Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei; aber eine Schönheit ist ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen – dieses Manövre machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Sie hatte in der That sehr schöne Hände, wie man mir sagt, und auch die schönsten Arme, die sie immer nackt sehen ließ; gewiß, die Venus von Milo hätte keine so schönen Arme aufzuweisen. Ihre Zähne überstrahlten an Weiße das Gebiß der kostbarsten Rosse Arabiens. Sie hatte sehr große, schöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln soll sehr holdselig gewesen sein. Häßlich war sie also nicht – keine Frau ist häßlich – so viel läßt sich aber mit Fug behaupten: wenn die schöne Helena von Sparta so ausgesehen hätte, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles [...].

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch lebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen Träumers zu entwölken und sein vergrämes Herz in die Heiterkeit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die »Europe littéraire« gestiftet, und als Director derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich“ – war die lachende Antwort – „außer dem genre ennuyeux gestatte ich wie Voltaire jedes Genre.“ Damit ich armer Deutscher nicht in das genre ennuyeux verfele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoß meinen Geist mit Champagner. Niemand wußte besser wie er ein Dinèr anzuordnen, wo man nicht bloß die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoß; niemand wußte so gut wie er als Wirth die Honneurs zu machen, niemand so gut zu repräsentiren, wie Victor Bohain – auch hat er gewiß mit Recht seinen Actionären der »Europe littéraire«

hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war sehr hübsch und besaß ein niedliches Windspiel, welches Ji-Ji hieß. Zu dem Humor des Mannes trug sogar sein hölzernes Bein etwas bei, und wenn er allerliebste um den Tisch herumhumpelnd seinen Gästen Champagner einschenkte, gleich er dem Vulcan, als derselbe das Amt Hebes verrichtete in der jauchzenden Götterversammlung. Wo ist er jetzt? Ich habe lange nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, sah ich ihn in einem Wirthshause zu Grandville; er war von England, wo er sich aufhielt um die colossale englische Nationalschuld zu studiren und bei dieser Gelegenheit seine kleinen Privatschulden zu vergessen, nach jenem Hafentädtchen der Basse-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tischchen sitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierschrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgesperrtem Maule, dem er das Project eines Geschäftes auseinandersetzte, woran, wie Bohain mit beredsamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's speculativer Geist war immer sehr groß, und wenn er ein Geschäft erdachte, stand immer eine Million Gewinn in Aussicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Messer Millione, wie einst Marco Paulo in Venedig genannt wurde, als derselbe nach seiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufsperrenden Landsleuten unter den Arcaden des Sanct-Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereist, in China, der Tartarei, Indien u. s. w., gesehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufschneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unserm Pariser Messer Millione dürfen wir behaupten, daß seine industriellen Projecte immer großartig richtig ersonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung mißlangen; manche brachten große Gewinne, als sie in die Hände von Personen kamen, die nicht so gut die Honneurs eines Geschäftes zu machen, die nicht so prachtvoll zu repräsentiren wußten, wie Victor Bohain. Auch die »Europe littéraire« war eine vortreffliche Conception, ihr Erfolg schien gesichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redactions-Sälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit seinen dreihundert Actionären tanzte, ganz so wie einst Leonidas mit seinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedesmal wenn ich in der Gallerie des Louvre das Gemälde von David sehe, welches diese antik heroische Scene darstellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenso wie der todesmuthige König des Davidischen Bildes stand er auf einem Beine; es war dieselbe classische Stellung. – Wanderer! wenn du in Paris die Chaussee d'Antin nach den Boulevards herabwandelst, und dich am Ende bei einen schmutzigen Thal, das die rue basse du rempart geheißen, befindest, wisse! du stehst hier vor den Thermopylen der »Europe littéraire«, wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit seinen dreihundert Actionären. [...]

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das theure Buch,

bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprachen übersetzte und in alle Welt verbreitete. Diese Verbreitung hat die segensreichsten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgesellschaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutsamer ist und jedenfalls ganz andere Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieser britischen Christenthums-Speditions-Societät selber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrschaft zu bringen und wie das Meer, auch den Himmel zu monopolisiren, denselben zur britischen Kirchendomaine zu machen: und siehe! sie fördern, ohne es zu wissen, den Untergang aller protestantischen Secten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Mensch nicht blos König, sondern auch Bischof in seiner Hausburg sein soll; indem sie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, sie sozusagen der ganzen Menschheit durch merkantilische Kniffe, Schmuggel und Tausch, in die Hände spielen und der Exegese, der individuellen Vernunft überliefern, stiften sie das große Reich des Geistes, das Reich des religiösen Gefühls, der Nächstenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatische Begriffsformeln gelehrt werden kann, sondern durch Bild und Beispiel, wie dergleichen enthalten ist in dem schönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel. [...]

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daß in derselben Weise, wie kein blinder Haß gegen die römische Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Rancune gegen ihre Priester in meinem Gemüthe nisten konnte: wer meine satirische Begabniß und die Bedürfnisse meines parodirenden Uebermuths kennt, wird mir gewiß das Zeugniß ertheilen, daß ich die menschlichen Schwächen der Clerisei immer schonte, obgleich in meiner spätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch sehr bissigen Ratten, die in den Sacristeien Bayerns und Oesterreichs herumrascheln, das verfaulte Pfaffengeschmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigsten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Priesterstand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienste gedachte, die er sich einst um mich erwarb. Denn katholische Priester waren es, denen ich als Kind meinen ersten Unterricht verdankte; sie leiteten meine ersten Geistesschritte. Auch in der höhern Unterrichtsanstalt zu Düsseldorf, welche unter der französischen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche, die sich alle mit ernster Güte meiner Geistesbildung annahmen; seit der preußischen Invasion, wo auch jene Schule den preußisch-griechischen Namen Gymnasium annahm, wurden die Priester allmählich durch weltliche Lehrer ersetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher abgeschafft, die kurzgefaßten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomatien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Compendien, geschrieben in einem schwindstüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstracten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfaßliche, natürliche und gesunde

Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muß man doch eingestehen, sie bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums sehr verstümmelt mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntniß sehr verallgemeinert, sozusagen demokratisirt, sie ging in die Massen über, statt daß bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat das Alterthum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein classischer Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Aesopische Fabel oder ein Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrodkrusten ihrer Jugend später noch lange zu knuspern hatten. So ein Bischen Latein zielt den ganzen Menschen, sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitencollegium ging, so mancher schöne Cicero-nianische Passus aus den Catilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich citirte. Pädagogik war die Specialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunsten des Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Memoiren

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks.

Meine Mutter aber hatte große hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle ihre Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwicklungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie Schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen. Zuerst war es die Pracht des Kaiserreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eisenfabrikanten unserer Gegend, die mit meiner Mutter sehr befreundet war, eine Herzogin geworden und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann sehr viele Schlachten gewonnen und bald auch zum König avanciren würde, – ach da träumte meine Mutter für mich die goldensten Epauletten oder die brodirtesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers, dessen Dienst sie mich ganz zu widmen beabsichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweise diejenigen Studien treiben, die einer solchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyceum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war, und ich bei dem liebenswürdigen Professor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik und so weiter

gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disziplinen nehmen, die mich in Stande setzen sollten, ein großer Stratagetiker oder nöthigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiserreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich geträumt, entsagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen.

Besonders freute sich Heine in den letzten Monaten über Besuche, aber sie wurden immer rarer. Mit dem Ehepaar Zunz, Freunde aus alten guten Zeiten, diskutiert er über jüdische Dichtung, über jüdische Sitten und Bräuche, über Kabbala und jüdische Gemauschel.

[...] Was die Sicherheit der Stadt Düsseldorf betrifft, so mag es sehr bedenklich damit ausgesehen haben in den Nächten, wo mein Vater auf der Hauptwache kommandirte. Er trug zwar Sorge, Patrouillen sich begegneten und in der Dunkelheit die Einen die Andren als Trunkenbolde und Ruhestörer arretiren wollten. Zum Glück sind meine Landsleute ein harmlos fröhliches Völkchen, sie sind im Rausche gutmüthig, ils ont le vin bon, und es geschah kein Malheur; sie übergaben sich wechselseitig.

Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüthe war beständig Kirmeß, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurden doch immer die Violinen gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte.

Dieses Naturell stand im wunderlichsten Widerspruch mit der Gravität, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab. Wer ihn nicht kannte und zum ersten mahle diese ernsthafte, gepuderte Gestalt und diese wichtige Miene sah, hätte gewiß glauben können, einen von den sieben Weisen Griechenlands zu erblicken. Aber bey näherer Bekanntschaft merkte man wohl, daß er weder ein Thales noch ein Lampsakus war, der über kosmogonische Probleme nachgrüble. Jene Gravität war zwar nicht erborgt, aber sie erinnerte doch an jene antiken Basreliefs, wo ein heiteres Kind sich eine große tragische Maske vor das Antlitz hält.

Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivität, die bey platten Verstandsvirtuosen sehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgend einen tief sinnigen Ausspruch das bedeutendste Anschauungsvermögen verrieth.

Er witterte mit seinen geistigen Fühlhörnern, was die Klugen erst langsam durch die Reflekzion begriffen. Er dachte weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen

und hatte das liebenswürdigste Herz, das man sich denken kann. Das Lächeln, das manchmal um seine Lippen spielte und mit der oberwähnten Gravität gar drollig anmuthig kontrastirte, war der süße Widerschein seiner Seelengüte.

Auch seine Stimme, obgleich männlich klangvoll, hatte etwas Kindliches, ich möchte fast sagen etwas, das an Waldtöne, etwa an Rothkehlchenlaute erinnerte; wenn er sprach, so drang seine Stimme so direkt zum Herzen, als habe sie gar nicht nöthig gehabt den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der südlichen Nachbarschaft dieser Stadt, das Deutsche am besten ausgesprochen wird. Das war ein großer Vortheil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toskana einer klassisch schlechten Aussprache des Deutschen und Kobes klügelt mit Marizzebill in einer Mundart die wie faule Eyer klingt, fast riecht.

In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Uebergang in das Froschgequäke der holländischen Sümpfe. Ich will der holländischen Sprache bei Leibe nicht ihre eigenthümlichen Schönheiten absprechen, nur gestehe ich, daß ich kein Ohr dafür habe. Es mag sogar wahr seyn daß unsre eigne deutsche Sprache, wie patriotische Linguisten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verdorbenes Holländisch sey. Es ist möglich.

Dieses erinnert mich an die Behauptung eines kosmopolitischen Zoologen, welcher den Affen für den Ahnherrn des Menschengeschlechts erklärt; die Menschen sind nach seiner Meinung nur ausgebildete, ja überbildete Affen. Wenn die Affen sprechen könnten, sie würden wahrscheinlich behaupten daß die Menschen nur ausgeartete Affen seyen, daß die Menschheit ein verdorbenes Affenthum, wie nach der Meinung der Holländer die deutsche Sprache ein verdorbenes Holländisch ist.

Ich sage wenn die Affen sprechen könnten, obgleich ich von solchem Unvermögen des Sprechens nicht überzeugt bin. Die Neger am Senegal versichern steif und fest, die Affen seyen Menschen ganz wie wir, jedoch klüger, indem sie sich des Sprechens enthalten, um nicht als Menschen anerkannt und zum Arbeiten gezwungen zu werden; ihre scurrile Affenspäße seien lauter Pffiffigkeit wodurch sie bei den Machthabern der Erde für untauglich erscheinen möchten wie wir andre ausgebeutet zu werden.

Solche Entäußerung aller Eitelkeit würde mir von diesen Menschen, die ein stummes Incognito beibehalten und sich vielleicht über unsere Einfalt lustig machen, eine sehr hohe Idee einflößen. Sie bleiben frey in ihren Wäldern, dem Naturzustand nie entsagend. Sie könnten wahrlich mit Recht behaupten, daß der Mensch ein ausgearteter Affe sei.

Vielleicht haben unsere Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert dergleichen schon geahnt, und indem sie instinktmäßig fühlten, wie unsre glatte Ueberzivilisation nur eine gefirnißte Fäulniß ist, und wie es nöthig sey, zur Natur zurückzukehren, suchten sie sich unserem Urtypus, dem natürlichen Affenthume, wieder

zu nähren, sie thaten das Mögliche, und als ihnen endlich um ganz Affe zu sein nur noch der Schwanz fehlte, ersetzten sie diesen Mangel durch den Zopf. So ist die Zopfmode ein bedeutsames Symptom eines ernstesten Bedürfnisses und nicht ein Spiel der Frivolität – doch ich versuche vergebens durch das Schellen meiner Kappe die Wehmuth zu überklingeln, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an meinen verstorbenen Vater denke.

Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt todt seit länger als 25 Jahren. Ich dachte nie daran, daß ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben daß ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht todt, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele.

Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen seligen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören, wie das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, als müßt ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe that.

Mein Vater pflegte immer sehr frühe aufzustehen und sich an seine Geschäfte zu begeben, im Winter wie im Sommer, und ich fand ihn gewöhnlich schon am Schreibtisch, wo er ohne aufzublicken mir die Hand hinreichte zum Kusse.

Eine schöne, feingeschnittene, vornehme Hand, die er immer mit Mandelkley wusch. Ich sehe sie noch vor mir, ich sehe noch jedes blaue Aederchen das diese blendend weiße Marmorhand durchrieselte. Mir ist als steige der Mandelduft prickelnd in meine Nase, und das Auge wird feucht. [...]

Hier in Frankreich ist mir gleich nach meiner Ankunft in Paris mein deutscher Namen „Heinrich“ in „Henri“ übersetzt worden, und ich mußte mich darin schicken und auch endlich hier zu Lande selbst so nennen, da das Wort Heinrich dem französischen Ohr nicht zusagte, und überhaupt die Franzosen sich alle Dinge in der Welt recht bequem machen. Auch den Namen Henri Heine haben sie nie recht aussprechen können und bei den meisten heiße ich Mr. Enri Enn; von vielen wird dieses in ein Enrienne zusammengezogen, und einige nannten mich Mr. Un rien.

Das schadet mir in mancherley literärischer Beziehung, gewährt aber auch wieder einigen Vortheil. Z.B. unter meinen edlen Landsleuten welche nach Paris kommen, sind manche, die mich gern hier verlästern möchten, aber da sie immer meinen Namen deutsch aussprechen, so kommt es den Franzosen nicht in den Sinn, daß der Bösewicht und Unschuldbrunnenvergifter, über den so schrecklich geschimpft ward kein andrer als ihr Freund Monsieur Enrienne sey, und jene edlen Seelen haben vergebens ihrem Tugendeifer die Zügel schießen lassen; die Franzosen wissen nicht, daß von diesem die Rede ist, und die transrhenanische Tugend hat vergebens alle Bolzen der Verleumdung abgeschossen.

Es hat aber, wie gesagt, etwas mißliches, wenn man unsern Namen schlecht ausspricht. Es giebt Menschen, die in solchen Fällen eine große Empfindlichkeit an den Tag legen. Ich machte mir mal den Spaß den alten Cherubini zu befragen ob es wahr sei, daß der Kaiser Napoleon seinen Namen immer wie Scherubini und

nicht wie Kerubini ausgesprochen, obgleich der Kaiser des Italienischen genugsam kundig war, um zu wissen, wo das italienische ch wie ein que oder k ausgesprochen wird. Bei dieser Anfrage expektorirte sich der alte Maestro mit höchst komischer Wuth.

Ich habe dergleichen nie empfunden.

Heinrich, Harry, Henri – alle diese Namen klingen gut, wenn sie von schönen Lippen gleiten. Am besten freylich klingt Signor Enrico. So hieß ich in jenen hellblauen mit großen silbernen Sternen gestickten Sommernächten jenes edlen und unglücklichen glücklichen Landes, das die Heimath der Schönheit ist und Raphael Sancio von Urbino, Joachimo Rossini und die Principessa Christina Belgiojoso hervorgebracht hat.

Da mein körperlicher Zustand mir alle Hoffnung raubt, jemals wieder in der Gesellschaft zu leben, und letztere wirklich nicht mehr für mich existirt, so habe ich auch die Fessel jener Eitelkeit abgestreift, die jeden behaftet, der unter den Menschen, in der sogenannten Welt sich herumtreiben muß. [...]

Als Sefchen, wie sie mir erzählte, schon acht Jahr alt war, kamen an einem schönen Herbsttage eine ungewöhnliche Anzahl von Gästen aufs Gehöft des Großvaters, obgleich eben keine Hinrichtung oder sonstige peinliche Amtspflicht zu vollstrecken stand. Es waren ihrer wohl über ein Dutzend, fast alle sehr alte Männlein, mit eisgrauen oder kahlen Köpfchen, die unter ihren langen rothen Mänteln ihr Richtschwert und ihre sonntäglichen, aber ganz altfränkischen Kleider trugen. Sie kamen, wie sie sagten um zu „tagen“ und was Küche und Keller am Kostbarsten besaß, ward ihnen beim Mittagsmahl aufgetischt.

Es waren die ältesten Scharfrichter aus den entferntesten Gegenden, hatten einander lange nicht gesehen, schüttelten sich unaufhörlich die Hände, sprachen wenig, und oft in einer geheimnißvollen Zeichensprache und amüsirten sich in ihrer Weise, das heißt „moult tristement“, wie Froissart von den Engländern sagte, die nach der Schlacht bei Poitiers banquettirten.

Als die Nacht hereinbrach, schickte der Hausherr seine Knechte aus dem Hause, befahl der alten Schaffnerinn, aus dem Keller drey Dutzend Flaschen seines besten Rheinweins zu holen und auf den Steintisch zu stellen, der draußen vor den großen, einen Halbkreis bildenden Eichen stand; auch die Eisenleuchter für die Kienlichter befahl er dort aufzustellen und endlich schickte er die Alte nebst den zwei anderen Vetteln mit einem Vorwande aus dem Hause. Sogar an des Hofhundes kleinem Stall, wo die Planken eine Öffnung ließen, verstopfte er dieselben mit einer Pferdedecke; der Hund ward sorgsam angekettet.

Das rothe Sefchen ließ der Großvater im Hause, er gab ihr den Auftrag, den großen silbernen Pokal, worauf die Meergötter mit ihren Delphinen und Muscheltrumpeten abgebildet, rein auszuschwenken und auf den erwähnten Steintisch zu stellen – dann aber, setzte er mit Befangenheit hinzu, solle sie sich unverzüglich in ihrem Schlafkammerlein zu Bette begeben. Den Neptunspokal hat das rothe Sefchen ganz gehorsamlich ausgeschwenkt und auf den Steintisch zu den Weinflaschen gestellt, aber zu Bette ging sie nicht, und von Neugier getrieben verbarg sie

sich hinter einem Gebüsch nahe bei den Eichen, wo sie zwar wenig hören, jedoch alles genau sehen konnte, was vorging.

Die fremden Männer mit dem Großvater an ihrer Spitze kamen feierlich paarweis herangeschritten und setzten sich auf hohen Holzblöcken im Halbkreis um den Steintisch, wo die Harzlichter angezündet worden und ihre ernsthaften, steinharten Gesichter gar grauhaft beleuchteten.

Sie saßen lange schweigend, oder vielmehr in sich hineinmurmelnd, vielleicht betend. Dann goß der Großvater den Pokal voll Wein, den jeder nun austrank und mit wieder neu eingeschenktem Wein seinem Nachbar zustellte; nach jedem Trunk schüttelte man sich auch biederbe die Hände. [...]

Ich will meine Liebe für Josepha nicht näher beschreiben. So viel aber will ich gestehen, daß sie doch nur ein Präludium war, welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode voranging. So schwärmt Romeo erst für Rosalinde, ehe er seine Julie sieht.

In der Liebe giebt es ein provisorisches Fegfeuer, in welchem man sich erst am Gebratenwerden gewöhnen soll, ehe man in die wirkliche ewige Hölle geräth.

Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, ich will sie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo sie anfängt mit der Hölle oder mit dem Himmel die größte Aehnlichkeit zu bieten, so wie man auch nicht weiß ob nicht die Engel, die uns darin begegnen etwa verkappte Teufel sind, oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel seyn mögen.

Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Da hilft keine Inokulation, wie wir gesehen. Sehr gescheute und erfahrene Aerzte rathen zu Ortsveränderung und meinen, die Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Prinzip der Momöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste.

Seiner Situation entsprechend, mit Mühe, Pausen und Verzögerungen, arbeitete Heine am Spätwerk und schrieb unzählige Briefe. Sein Sekretär Karl Hillebrand, später ein angesehener Essayist, hilft ihm in der prekären Lage Probleme zu überwinden. Leider kam es zwischen ihnen zu Streit und Trennung.

Elise Krinitz: Die „Mouche“ – Mystifikation einer Lotosblume

Im Juni 1855 bittet eine junge Dame Heine um einen Höflichkeitsbesuch. Es ist Elise Krinitz, genannt von ihm „Mouche“ (die Fliege). Sie veröffentlichte 1884 unter dem Pseudonym Camille Selden in einer stilisierten, manchmal exaltierten und nicht immer glaubhaften Form *Heinrich Heine's letzte Tage*. Über ihren ersten Besuch schreibt sie:

Seit Jahren hatte ich H. Heine als Schriftsteller und Dichter gekannt, als ich am Abende seines Lebens auch in persönliche Beziehung zu ihm trat. Ich war in Wien gewesen, und einer von des Dichters dortigen Verehrern hatte mich gebeten, demselben einige Musikstücke zu übermitteln. Der Sicherheit wegen brachte ich die Blätter selbst nach Heines Wohnung. Nachdem ich mich hier meines Auftrags entledigt hatte und gehen wollte, ertönte im Zimmer nebenan ein ziemlich schriller Klingelzug, und der Klang einer etwas herrischen Stimme, die mich zum Bleiben einlud, schlug an mein Ohr. Eine Türe öffnete sich, und vor mir lag ein Zimmer, dessen Dunkelheit mich beim Eintreten gegen einen mit Papier bekleideten Wandschirm stoßen ließ. Auf einem ziemlich niedrigen Lager hinter demselben ruhte ein kranker, halbblinder Mann, der bedeutend jünger aussah, als er es in Wirklichkeit war, und dessen Züge von einem eigentümlich fesselnden Interesse waren: Ich glaubte einen Christuskopf vor mir zu sehen, über dessen Gesicht Mephistos Lächeln gilt. Der Kranke richtete sich empor, und, mir die Hand reichend, drückte er seine Freude darüber aus, eine Persönlichkeit bei sich zu sehen, die »da unten« gewesen war. Bei diesem »da unten« entschlüpfte ihm ein Seufzer, der wie der Widerhall einer wohl bekannten, aber schon lange nicht mehr gehörten Melodie erstarb. Am Krankenbett, im Angesichte des Todes wird ein Freundschaftsband schnell geknüpft, und als ich aufbrach, gab mir Heine ein Buch und bat mich, wiederzukommen. Diese Einladung hielt ich damals für eine bloße Form der Höflichkeit und folgte ihr nicht, da ich auch den Kranken zu beunruhigen fürchtete. Nun wurde die Einladung schriftlich wiederholt, und der sie begleitende Vorwurf erregte mich ebenso, als er mir schmeichelhaft war.

Fast alle Heine-Exegeten sprechen von einer letzten Liebe. Der Dichter widmete Elise Gedichte und schrieb viele Briefe. Er brauchte in den letzten Tagen eine weibliche Bezugsperson, einen Lichtblick. Sein Dilemma war, ob es Realität oder nur ein Phantom ist. „Du weißt nicht, Du weißt nicht, was das Wort »warten« für den an seine Fesseln geschmiedeten Prometheus bedeutet“. Freilich wird ein aufmerksamer Leser zwischen den Zeilen auch Ironie entdecken.

Die Lotosblume

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh;
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Lotosblume

Wahrhaftig, wir beide bilden
Ein kuriozes Paar,
Die Liebste ist schwach auf den Beinen,
Der Liebhaber lahm sogar.

Sie ist ein leidendes Kätzchen,
Und er ist krank wie ein Hund,
Ich glaube, im Kopfe sind beide
Nicht sonderlich gesund.

Vertraut sind ihre Seelen,
Doch jedem von beiden bleibt fremd
Was bei dem andern befindlich
Wohl zwischen Seel und Hemd.

Sie sei eine Lotosblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.

Die Lotosblume erschließt
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht.

Elise war seit 1882 in der Provinz Fremdsprachenlehrerin. Das Heine-Buch sollte sie von Geldnöten befreien. Aber der Skandal blieb aus. Ihre dürftigen

„Enthüllungen“ interessieren kaum den Leser, obwohl der Dichter als Wegbereiter der Moderne weiterhin hohes Ansehen genoss.

Elise Krinitz hatte bereits ein stürmisches, manchmal geheimnisvolles Leben. Die ueheliche Tochter des Grafen Nostitz und einer Gouvernante wurde 1828 in Prag geboren. Sie wurde vom Ehepaar Krinitz adoptiert. 1849–1853 lebte Elise in England. Über diese Zeit sprach sie ungerne. Sie stand viele Jahre in einer engen Beziehung zu dem Dichter Alfred Meißner, übrigens ein Freund von Heine.

Elise „spielte“ sowohl im privaten als auch literarischen Leben mit zahlreichen Identitäten. Wolf-Daniel Hartwich schrieb im Kommentar zu ihren Erinnerungen:

Camille Selden fand ihre Vorbilder dagegen in Frauen, die ihre Außenseiterposition produktiv umwerten. So behandelte sie in „L'esprit des femmes de notre temps“ (Paris 1865) etwa Emilie Brontë und Rahel Varnhagen. Die Motive des pseudonymen Schreibens werden in Camille Seldens „Memoiren“ deutlich, mit denen sie an den Erfolg ihres Heine-Buches anknüpfen wollte und die aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt wurden. Auch diese freie romanhafte Darstellung ihrer Lebensgeschichte beabsichtigt eher deren realen Umstände zu verbergen als sie zu enthüllen. Allerdings legt Camille Selden hier ein deutliches Bekenntnis zum immoralistischen Libertinismus ab, wobei es wie bei ihrer Freundschaft mit Heine die Literatur war, die ihr Leben inspirierte. Bereits in ihrer Kindheit habe sie sich für die „Memoiren des Grafen von Bramont“ begeistert. Der Text gehört einer wichtigen publizistischen Gattung, der Aufklärung an, die philosophische und erotische Emanzipation gegen die kirchlichen Moralvorstellungen setzte. „Das Bild dieses Höflings, ... dem Gesinnung und Ehre wenig galten, ... zeigten mir das Vergnügen als den Hauptzweck des Lebens, und daß dasjenige, was man im allgemeinen unter dem Begriff der Tugend versteht, ein nur auf einfältige Menschen berechneter Schwindel ist“ [Zit. Nach Rudolf Walter Leonhardt, *Das Weib, das ich geliebt hab. Heines Mädchen und Frauen*, Hamburg 1975, S. 165.]. Diese Forderung der Befreiung des Individuums und seiner sinnlichen Bedürfnisse ging aus der radikalen Aufklärung in die Weltanschauung des Jungen Deutschlands über, die auch Heines Werke vertraten. Das Geheimnis um ihre Person bewahrte Elise Krinitz die Freiheit, sich im Leben und in der Literatur ganz nach ihren individuellen Wünschen zu erfinden. So verbot Margot ihrem Liebhaber Meißner, nach ihrer wirklichen Identität zu forschen. Als er ihr später zufällig in London begegnete, wo sie sich in einem gehobenen gesellschaftlichen Kontext bewegte, verleugnete sie die Bekanntschaft. Erst bei ihrem Wiedersehen in Paris enthüllte sie Meißner den Namen Elise de Krinitz. In anderer Weise entzog sich Camille Selden dem Schriftsteller und Sprachphilosophen Franz Mauthner, der sie wegen der Publikation ihrer „Memoiren“ besuchte und über ihr Leben ausforschen wollte. „Sie reichte mir ein Buch und bat, es zum Andenken zu behalten. Es war eine ihrer Schriften,

‘Portraits des femmes’ betitelt, recht feine Aufsätze über berühmte Frauen, die Auffassungen schwankend zwischen katholischer Frömmigkeit und dem Streben, sittliche Dinge frei zu beurteilen. Ich würde in diesem Buche außer historischen Essays auch eine kleine Novelle finden; diese sollte ich aufmerksam lesen, wenn mich ihr Schicksal interessiere. Nach dem ganzen Charakter des Buches kann Camille Selden nichts anders gemeint haben als die kleine sehr hübsche Skizze ‘Charlotte Lefèvre’, eine Novelette, die sich unter den historischen Frauengestalten lebendig genug ausnimmt. Es ist die Geschichte eines Mädchens, das durch Not und Elend und durch Schuld hindurch als Malerin zu Ansehen kommt, aber die Erinnerung an eine kurze, häßliche Vergangenheit nicht ertragen kann.“ Die Autorin immunisiert sich gegen den biographischen Eifer durch den Verweis auf eine fiktive Figur und verstrickte ihre Vita zugleich noch tiefer in das romantische Geheimnismotiv, das den Aspekt von Schuld und Verdrängung umfaßt. Das mysteriöse Vexierbild, das Elise Krinitz von sich schuf, faszinierte Heine so sehr, daß er es um weitere Figurationen erweiterte. Wenn der Dichter seine Freundin die Mouche nennt, spielt er auf das Wappen an, mit dem sie ihre Korrespondenz siegelte und das eine Fliege zeigte. Der Name verweist so auf den Übergang zwischen der wirklichen Person, die sich mitteilt, und ihrer literarischen Stilisierung im Text. Damit wird aber auch der fiktive Status deutlich, den die Beziehung zu dieser Frau in Heines biographisch-literarischem Endspiel annimmt.

Natürlich hat Seldens multiples „Spiel“ seine Gründe, denn sie suchte nach einer Symbiose von Leben und literarischer Kultur, was sie in ihren Erinnerungen zum Ausdruck brachte. An dieser Stelle drängt die Frage, warum eine Autorin mit verhältnismäßig hohen Auflagen und wohlwollenden Rezensionen (H. Taine) vergessen wurde. Dafür gibt es wahrscheinlich mehrere Gründe, die u.a. Ende des 19. Jahrhunderts mit einem literarischen Paradigma-Wechsel verbunden waren.

Montmartre

Nach einer letzten ärztlichen Hilfe von Gruby am 16. Februar starb Heine früh morgens den 17. Februar 1856. Fritz J. Raddatz schließt seine Biographie mit einer der vielen Versionen, die über Heines Tod im Umlauf waren. Aus der Zeitdistanz lässt sich über die Glaubwürdigkeit jener oder einer anderen Version nicht entscheiden.

Selbst Heines Tod, seine Sterbestunden, sind umrankt von Legenden, widersprüchlichen Zeugenaussagen und einer wahren Anthologie »letzter Worte«: Auf des Arztes Frage: »Pouvez-vous siffler?«, soll er geantwortet haben, »Hélas, non! Pas même les pièces de Monsieur Scribe« – wobei ebenso unklar bleibt, welcher der beiden Ärzte, die ihn zuletzt behandelten, das gehört haben will; es leuchtet auch nicht ein, warum Heine gerade pfeifen sollte. »Blumen! Blumen! Wie schön ist doch die Natur!«, will ein anderer Arzt als letztes gehört haben, nachdem der Kranke gebeten hätte, seine Frau nicht zu wecken, ihm aber von ihr gekaufte Blumen auf die Brust zu legen. Da sich in den letzten Stunden zwei Wärterinnen um ihn bemüht haben, hat die eine – anschließend an die geflüsterte Bitte: »Schreiben« – die zwei Wörter »Papier – Bleistift« überliefert, die andere – nachdem er die verordnete Arznei aus Orangenblütentee, Laudanum und Vichy-Wasser mit den Worten: »Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet« abgelehnt hatte – will: »Ich liege im Sterben. Die Arzneien helfen nichts mehr« gehört haben. Am berühmtesten, gewiss, weil auch noch »lächelnd« geäußert, ist wohl der Satz, wie er es mit Gott hält; mal als Antwort auf die Frage eines anonymen Besuchers, mal von den Brüdern Goncourt als Beruhigung für seine neben ihm betende Frau kolportiert: »N'aie pas peur, ma chère, il me pardonnera; c'est son métier.« [...]

Der Schmetterling ist davongeflogen. Der fliegende Hexenmeister hat sich davongestohlen. Ein allerletztes Mal hatte er sich beim Worte genommen; denn der ursprüngliche Name Schmetterling beruht auf dem Volksglauben, daß Hexen in Schmetterlingsgestalt fliegen, um Milch und Rahm zu stehlen – ein Molkendieb, eine butterfly. Doch er hatte gewußt, womit er uns beschenkt – er hatte noch einmal getändelt, tiriliert, gelockt, geseufzt und gedroht mit seinem Schmerz der Kunst; die hat er uns eingebrannt:

Wenn ich sterbe wird die Zunge
Ausgeschnitten meiner Leiche;
Den sie fürchten, redend käm' ich
Wieder aus dem Schattenreiche.

Unter Teilnahme von etwa hundert Personen fand am 20. Februar, an einem kalten und nebligen Tag, die Bestattung auf dem Friedhof Montmartre statt. Unter den Trauergästen waren französische Schriftsteller, deutsche

Emigranten, Künstler, Politiker, aber kein Geistlicher. Es fehlen leider viele Zeitgenossen, doch Alexander Dumas und Theophil Gautier waren anwesend.

Im §7 des Testaments ordnet Heine:

Ich verlange, daß mein Leichenbegängnis so einfach wie möglich sei und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringsten Bürgers übersteigen. Obschon ich durch den Taufakt der lutherischen Konfession angehöre, wünsche ich nicht, daß die Geistlichkeit dieser Kirche zu meinem Begräbnisse eingeladen werde; ebenso verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Priesterschaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwendung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedaure, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgendeine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland überzuführen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnis zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurteile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das wertvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann.

Jochanan Trilse-Finkelstein schließt seine Heine-Biographie mit den bezeichnenden Worten:

Ein letzter Bericht anlässlich des Trauerzuges stammt von der Mouche: »Unser Zug hielt also an, wie es Sitte ist [vor der Friedhofskapelle mit der Jungfrau Maria – TF]. In diesem Augenblick wandte sich ein junger Mann von jüdischem Typus, ein sanftmütiges, gescheites, vielleicht etwas skeptisches Gesicht, zu einigen Männern um, die auch dem Trauerzug angehörten, und zuckte fast unmerklich mit den Achseln – ich weiß nicht, was dieser junge Mann dachte, aber es war in der Tat merkwürdig, daß Heine, dessen letzter Besuch zu Lebzeiten der Venus von Milo gegolten hatte, nun der traurigen und reinen Schönheit eine letzte Reverenz erwies.« Der junge Jude wird gedacht haben, daß Maria eigentlich eine Myriam war,

eine junge, mutige und kräftige wie liebesfähige Jüdin. Nach dem ersten Abschied des Hellen von der Venus von Milo 1848 nun noch der Abschied des Juden von Myriam. Gelebter Widerspruch bis in den Tod, und die Wunde ist nicht vernarbt.

Schon 1824 hat der Dichter nicht ohne Eitelkeit geschrieben:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Heines Zeitgenossen konnten manchmal nur schwer die Schärfe seiner Deutschland-Kritik ertragen (*Wintermärchen, Zeitgedichte*).

Den Provokateur und politischen Dichter verfolgte sowohl zu seinen Lebzeiten als auch nach dem Tod eine Schar von nationalistischen Kritikern (unter anderen: Menzel). Die von Adolf Hitler verordnete „Asphaltliteratur“, zu welcher auch Heine gehörte, sollte aus der deutschen Kultur verschwinden. Die Bücherverbrennung war ein Akt einer brutalen Kulturbarbarei. 1932 – erinnert Edda Ziegler – schrieb Josef Nadler in *Der heimatlose Jude*:

Heine mied den Juden in sich, ohne von ihm loszukommen, und verzehrte sich nach dem Abendlande, ohne hinein zu dürfen. Das ihm Gemäße, die hohe Kultur des spanischen Judentums, lag abseits seines Weges. Sein eisigscharfer Verstand ersparte ihm keine Tiefe des hoffnungslosen Zweispalts zwischen Wille zum Abendland und Schicksal aus dem Judentum. Und er hat diesen Zwiespalt als tragisch empfunden. Aber er entlud diese Spannung nicht tragisch, sondern burlesk. [...] Und so war Heine weder der Jude des Alten noch des Neuen Testaments, er war der in jeder Gemeinschaft heimatlose Jude, der durch das Abendland entsittlichte Jude und die Entsittlichung Deutschlands sein eigentliches Werk. Er hat den wurzelzerstörenden Vorgang auf Marx zu am weitesten gefördert, die Sprengwirkung französischen Geistes im deutschen Körper aufs höchste gesteigert und den Abfall von Goethe ins Gewissenlose getrieben. Ohne Geschmack, ohne Organ für den Geist der Kunst, der Wahrheit, der inneren Haltung war Heine der einflußreichste Verwüster des deutschen Prosastils, der Schöpfer der deutschen Zeitungsphrase.

Epilog

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit dem Kranz von Immortellen
Kommt sie, mir das Grab zu schmücken,
Und sie seufzet: »Pauvre homme!«
Feuchte Wehmut in den Blicken.

Leider wohn ich viel zu hoch,
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten;
Ach! sie schwankt mit müden Füßen.

Süßes, dickes Kind, du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen;
An dem Barrieregitter
Siehst du die Fiaker stehen.

Zeittafel

- 1797: Harry Heine wird am 13. Dezember in Düsseldorf geboren.
- 1799: Napoleon organisiert einen Staatsstreich, stürzt das Direktoriat und wird bis 1804 Konsul.
- 1803: Territoriale Neugründung Deutschlands. Harrys Aufnahme in eine jüdische Privatschule.
- 1804: Napoleon wird Kaiser. Es erscheint Code civil.
- 1806/1807: Vierter Koalitionskrieg gegen Frankreich.
- 1810: Handelskrise in Europa. Harry wird in das Düsseldorfer Lyzeum aufgenommen.
- 1811: Napoleon in Düsseldorf (2–5 November).
- 1812: Frankreichs Krieg gegen Russland. Judenedikt in Preußen.
- 1813: Napoleons Niederlage bei Leipzig (Völkerschlacht).
- 1814: Die Verbündeten in Paris. Napoleons Verbannung nach Elba. Wiener Kongress. Harry muss das Lyzeum verlassen, weil seine Eltern in existenziellen Nöten sind.
- 1815: Napoleon kehrt für hundert Tage zurück. Niederlage bei Waterloo. Gründung der Heiligen Allianz. Heine als Banklehrling in Frankfurt am Main. Kurze Kaufmannslehre. Beide Aktivitäten scheitern.
- 1816: Heine begibt sich nach Hamburg, wo er unter dem Patronat des Onkels Salomon eine Kaufmannslehre beginnt. Ebenfalls ohne Erfolg. Er verliebt sich in die Cousine Amalie. Es entstehen die ersten Gedichte des Zyklus *Traumbilder* und *Romanzero*.
- 1817: Im „Hamburger Wächter“ erscheint unter dem Pseudonym Sy Freudhold Riesenharf Heines erste Veröffentlichung.
- 1818: In Bonn wird wieder die Universität eröffnet. Heine eröffnet ein Manufakturgeschäft, das bankrott geht. Wohl sein letzter Versuch Kaufmann zu werden.
- 1819: Preußen und Österreich verfolgen drastisch Demagogen. Karlsbader Beschlüsse. Nach der Kaufmannspleite kehrt Heine nach Düsseldorf zurück. Auch Heines Vater liquidiert seine Geschäfte und übersiedelt 1820 nach Oldenburg. Heine beginnt – mit Salomons Unterstützung – in Bonn Jura zu studieren.

- 1820: Heine setzt seine Studien in Göttingen fort. Er arbeitet am *Almanzor*. Im „Rheinisch-Westfälischen Anzeiger“ erscheint seine erste Prosaarbeit *Romantik*.
- 1821: Napoleon stirbt auf St. Helena.
- 1822: Es erscheinen Heines *Gedichte* und *Briefe aus Berlin*. Der Dichter wird in den „Verein für Cultur und Wissenschaft der Juden“ aufgenommen. Auf Einladung des Grafen Eugen von Breza ein Besuch in der Provinz Posen.
- 1823: Im „Gesellschafter“ erscheint der Essay *Über Polen*. *Der Almanzor* löst einen Theaterskandal aus. Antisemitische Tendenzen in Berlin: Schließung der Synagoge. Heine verlässt Berlin und lebt längere Zeit in Lüneburg.
- 1824: Heine studiert erneut in Göttingen. Er arbeitet am *Rabbi von Bacherach*. Reisen nach Berlin und eine Reise durch den Harz und Thüringen. Besuch bei Goethe.
- 1825: Taufe, in Heiligenstadt. Übertritt zur evangelischen Kirche. Sommeraufenthalt in Norderney, dann bei den Eltern in Lüneburg, im November in Hamburg, wo seine Bemühungen um eine Advokatur scheitern.
- 1826: Europäische Wirtschaftskrise. Im „Gesellschafter“ erscheint in gekürzter Fassung *Die Harzreise*. Bekanntschaft mit dem Verleger Julius Campe. Es erscheinen *Reisebilder. Erster Teil*. Arbeit an *Nordsee II*. In Lüneburg arbeitet er an *Ideen. Das Buch Le Grand*.
- 1827: Es erscheinen die *Reisebilder. Zweiter Teil*. Heine reist nach London. Nach der Rückkehr bis Herbst in Seebädern. Arbeit an den *Englischen Fragmenten* und an den *Memoiren des Herrn von Schnabelewopski*. Von September bis Oktober ist Heine in Hamburg. Im Oktober erscheint das *Buch der Lieder*. Der Dichter nimmt das Angebot von Cotta an und reist nach München, wo er für 2000 Gulden Jahresgehalt in der Redaktion an den „Neueren allgemeinen politischen Annalen“ mitarbeitet.
- 1828: In Cottas „Annalen“ erscheinen *Englische Fragmente*. Bemühungen um eine Professur an der Münchner Universität. August – November: Italienreise und längerer Aufenthalt in Bad Lucca und Florenz. Tod des Vaters und Rückkehr nach Hamburg.
- 1829: Am Anfang des Jahres in Berlin und Potsdam. Es erscheint Platens *Attacke Der romantische Ödipus*. Vergeblich bemüht sich Heine in Berlin

- um eine Privatdozentur. Es erscheinen *Reisebilder. Dritter Teil*. Längere Zeit in Wandsbek und auf Helgoland.
- 1830: Julirevolution. Louis Philipp wird König von Frankreich. Zahlreiche Aufstände in Europa. Warschauer Aufstand. Heine bemüht sich, ohne Erfolg, um die Stelle eines Ratssyndikus in Hamburg.
- 1831: Es erscheinen *Reisebilder. Vierter Teil*. Über Frankfurt und Straßburg Reise nach Paris (Ankunft am 20. Mai). Erste Veröffentlichung aus Paris: *Gemäldeausstellung in Paris* („Morgenblatt“). Niederlage der polnischen Aufstände.
- 1832: Bei Cotta in der „Allgemeinen Zeitung“ erscheinen *Französische Zustände*. Am Jahresende erscheint die Buchfassung. Verschärfte Zensurmaßnahmen. Erste Übersetzungen der Werke von Heine ins Französische und ins Englische. Es erscheinen viele wohlwollende Rezensionen.
- 1833: In „L'Europe litteraire“ erscheint *Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland*. Die deutsche Ausgabe bei Heideloff und Campe in Paris. In Preußen werden weitere Werke von Heine verboten.
- 1834: Es erscheint der erste *Salonband* und in französischer Fassung *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*. Heine lernt Crescentia Eugenie Mirat kennen. Weberaufstände in Lyon und Paris.
- 1835: Es erscheint der zweite Band des *Salon*. Wolfgang Menzel greift die Gruppe „Junges Deutschland“ an.
- 1836: Es erscheint die *Romantische Schule*. Heine verbringt längere Zeit in der Provence. Sonderzensur für „Junges Deutschland“.
- 1837: Der Tod von Ludwig Börne und Georg Büchner. Vergeblich verhandelt Heine mit Campe um eine Gesamtausgabe. Es erscheint *Der Salon. Dritter Band*. Als Separatdruck erscheint *Über den Denunzianten* als Vorrede zum dritten *Salon-Band*. Zweite Auflage des *Buches der Lieder* (bis 1856 erschienen 13 Auflagen). Längere Kuraufenthalte in Granville, Boulogne und Le Havre. Augenkrankheit.
- 1838: Es erscheinen *Über die französische Bühne*, *Der Schwabenspiegel* und *Shakespeares Mädchen und Frauen*. Aussöhnung mit Salomon.
- 1839: Bekanntschaft mit Richard Wagner und Heinrich Laube. Längerer Aufenthalt in Granville.
- 1840: Es erscheinen *Pariser Briefe* (später als *Lutetia*). Orientkrise: England, Preußen, Österreich und Russland führen einen Krieg gegen Frankreich und Ägypten. Judenverfolgung in Damaskus. Arbeiteraufstand in Paris.

Die Leiche von Napoleon wird nach Paris überführt. Friedrich Wilhelm IV wird beseitigt. Große Amnestie ohne „Junges Deutschland“. Der Tod Immermanns. Heine erhält eine französische Regierungspension in Höhe von 4800 Franc. Es erscheinen *Der Salon. Vierter Band* und die Denkschrift *Heinrich Heine über Ludwig Börne*.

- 1841: Das Börne-Buch löst ein Duell mit Salomon Strauß aus. Heine heiratet Mathilde. Juni – August in Pyrenäen-Bädern. Bekanntschaft mit Dingelstedt und Herwegh. Einstweiliger Verbot des Gesamtverlages Hoffmann und Campe.
- 1842: Gründung von liberalen Literaturvereinen. Ein Großbrand in Hamburg. Die Wohnung der Mutter und der Verlag von Campe brennen ab.
- 1843: In der „Zeitung für die elegante Welt“ erscheint *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum*. Bekanntschaft mit Friedrich Hebbel und im Dezember mit Karl Marx. Reise nach Hamburg; Familientreffen und Vertragsgespräche mit Campe.
- 1844: Kontakte mit linken Hegelianern. Mitarbeit an den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ und am „Vorwärts“. Aufstände der schlesischen Weber. Heine schreibt *Die schlesischen Weber*. Zweite und letzte Deutschlandreise. Friedrich Wilhelm IV erlässt einen Haftbefehl für Heine, Marx und Ruge. Es erscheinen *Neue Gedichte mit Deutschland. Ein Wintermärchen*, später auch als Separatdruck mit Vorwort. Zahlreiche Verbote in vielen deutschen Ländern und Heine gelangt auf Index librorum prohibitorum des Vatikans. Heine lernt Lassalle kennen. Salomon Heine stirbt in Hamburg.
- 1845: Erbschaftsstreit mit der Familie. Viele Freunde Heines müssen Paris verlassen.
- 1846: Trotz längerer Kuraufenthalte eine starke Verschlimmerung der Krankheit: Heine will zu ärztlichen Konsultationen nach Berlin fahren, doch erhält er keine Einreiseerlaubnis. Neue Werke sind fertig: *Die Ballette*, *Die Göttin Diana* und *Doktor Faust*. Friedrich Engels besucht Heine, den er in einem schlechten Zustand findet.
- 1847: Die politische Krise entwickelt sich zu einer Agrar-Industrie- und Finanzkrise. Marx und Engels arbeiten in London am *Kommunistischen Manifest*. Jules Michelet gibt die *Geschichte der Französischen Revolution* heraus. *Atta Troll* erscheint in Buchform und in einer französischen Übersetzung. Längere Kuraufenthalte Heines in Montmorency. Der Erbschaftsstreit mit Carl Heine wird beendet.

- 1848: Aufenthalt in der Heilanstalt Faultriers. Im Mai ein starker Zusammenbruch. Ab Oktober wieder in Paris. Es beginnt die Lähmung (Matratzengruft). In der Hauptstadt bricht die Februar-Revolution aus, später auch in Wien, Straßenkämpfe. Unruhen in Berlin. Veröffentlichung des *Kommunistischen Manifests*. In Wien besteigt Franz Joseph I den Kaiserthron. Heines Mitarbeit mit der „Neuen Rheinischen Zeitung“.
- 1849: In der Hauptstadt Frankreichs bricht die Cholera aus. Sieg der Monarchisten. Aufstände in Ungarn unter der Führung von Kossuth. Heines Krankheit verschlechtert sich erheblich, starke Lähmungserscheinungen. Einstellung eines persönlichen Sekretärs.
- 1850: Kontakte mit Ferdinand Lassalle, Alfred Meißner, Gerard de Nerval, intensive Klassiker-Lektüre, weitere Arbeit an *Memoiren*. Demonstrationen gegen Louis Bonaparte, weitere Einschränkungen der Pressefreiheit. Tod Balzacs.
- 1851: Regierungskrise in Frankreich, Straßenkämpfe in Paris. Heine schreibt ein beglaubigtes Testament. Campe besucht ihn in Paris. Vertrag über *Romanzero* und *Doktor Faust*. *Romanzero* in vier Auflagen.
- 1852: Als Einzelausgabe erscheint *Die Harzreise*, auch französische Übersetzung. Aus Frankreich wird die demokratisch-republikanische Opposition ausgewiesen (u.a. Victor Hugos). Louis Napoleon wird Kaiser von Frankreich (Napoleon III).
- 1853: Krimkrise. Beginn des russisch-türkischen Kriegs (Frankreich und England beteiligt). Heines Sekretär wird Richard Reinhardt (Mitglied des Bundes der Kommunisten). Es erscheinen *Die Götter im Exil* in französischer Übersetzung. Unzählige Nachdrucke in Europa und USA.
- 1854: England und Frankreich erklären Russland den Krieg. Komplizierung der europäischen Wirtschaftslage. Heine besuchen zahlreiche deutsche (Fürst Pückler, Lewald Meißner) und französische Persönlichkeiten. Der Dichter wohnt zeitweise im Bartignolles bei Paris. Vorbereitung der zweiten französischen Gesamtausgabe. Es erscheinen *Vermischte Schriften*. B. 1–3. Zahlreiche französische und deutsche Besprechungen.
- 1855: Attentat auf Napoleon III. Industrieausstellung in Paris. Internationale Besuche bei Heine. Campe erneut in Paris. Verhandlungen über Gesamtausgabe. Heine lernt Elise Krinitz kennen („die Mouche“). Heine spekuliert mit Aktien und verliert. Es erscheinen sämtliche Werke in Philadelphia. Viele unberechtigte Nachdrucke in vielen Ländern.

1956: Fürstin Belgiojoso, Karoline Jaubert und Gautier besuchen den Dichter. Am 17. Februar Heines Tod. Am 20. Februar Begräbnis auf dem Friedhof Montmartre in Anwesenheit (verschiedene Angaben) von 100 Personen.

Die Zeittafel stützt sich im Wesentlichen auf den Text von Jochanan Trilse-Finkelstein: *Heinrich Heine. Gelebter Widerspruch. Eine Biographie*, Berlin 2001.

Bibliographie

Es ist ziemlich schwierig sich mit der Heine-Forschung auseinanderzusetzen, zumal sie sich erst zum 100. Todestag etwas reger entwickelt hat. Viele späte Gedichte des Dichters und seine Zeitwahrnehmungen sind ignoriert worden und blieben viele Jahre eher Randbemerkungen. Wenn wir einige Namen nennen, dann nur als Beispiele deutscher Heine-Forschung, denn Monographien und Biographien sind zahlreich in allen Sprachen erschienen, auch im Polnischen. Kompetente Arbeiten mit unterschiedlichen methodologischen Ansätzen lieferten u. a. Edda Ziegler, Jochanan Trilse-Finkelstein, Wolfgang Hädecke, Fritz J. Raddatz, Rolf Hoffeld, Lew Kopelew, Klaus Briegleb, Paul Peters, Kersten Decker, Marcel Reich-Ranicki, um nur bei diesen Beispielen zu bleiben. Freilich können die DDR-Heine-Forschung (Hans Kaufmann u. a.) und die ins Deutsche nicht übersetzte Arbeit von Antonina Valentin nicht ignoriert werden, obwohl ihre indoktrinierten Positionen offen auf der Hand liegen.

Etlliche Text-Fragmente in dieser Biographie sind in Sammelbänden erschienen, die in der Bibliographie verzeichnet sind.

Albert, Johann: Heinrich Heine und der Antisemitismus, Nossen 1892.

Bahr, Hermann: Der Antisemitismus, Berlin 1894.

Barraclough, Geoffrey: Die Einheit Europas als Gedanke und Tat, Göttingen 1964.

Bartscherer, Christoph: Heinrich Heine und die Frauen. „Und immer irrte ich nach Liebe“, Freiburg 2006.

Bech, Françoise: Heines Pariser Exil zwischen Spätromantik und Wirklichkeit. Kunst und Poetik, Frankfurt a. M. 1983.

Bellmann, Werner (Hg.): Heinrich Heine: Deutschland. Ein Wintermärchen. Erläuterungen und Dokumente, Stuttgart 1980.

Ben-Chorin, Shalom: Germania Hebraica. Beiträge zum Verhältnis von Deutschen und Juden, Gerlingen 1982.

Berding, Helmut: Moderner Antisemitismus in Deutschland, Frankfurt am Main 1988.

Betz, Albrecht: Ästhetik und Politik. Heinrich Heines Prosa, München 1971.

- Beutin, Heidi, Beutin Wolfgang, Malterer Holger: „Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht“. Zum 150. Todestag von Heinrich Heine, Frankfurt am Main 2007.
- Bieber, Hugo: Heinrich Heine: Gespräche, Briefe, Tagebücher, Berichte seiner Zeitgenossen. Berlin 1926.
- Bierwirth, Sabine: Heines Dichterbilder. Stationen eines ästhetischen Selbstverständnisses, Stuttgart, Weimar 1995.
- Briegleb, Klaus (Red.): Heinrich Heine. Sämtliche Schriften, Bd. 1–6, München 1969–1976.
- Briegleb, Klaus: Bei den Wassern Babels. Heinrich Heine, jüdischer Schriftsteller in der Moderne, München 1997.
- Brummack, Jürgen (Hg.): Heinrich Heine. Epoche-Werk-Wirkung, München 1980.
- Campe, Joachim Heinrich: Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben, Hildesheim 1977.
- Claussen, Detlef (Hg.): Vom Judenhaß zum Antisemitismus, Neuwied/Darmstadt 1987.
- Dahrendorf, Ralf: Plädoyer für die Europäische Union, München 1973.
- Danelzik-Brüggemann, Christophe: Napoleon [...] Düsseldorf, Düsseldorf 2014.
- Decker, Kerstin: Heinrich Heine. Narr des Glücks. Biographie, Berlin 2005.
- Die Französische Revolution im Spiegel der deutschen Literatur, hg. von Träger, Klaus, Frankfurt am Main 1979.
- Dinzelbacher, Peter (Hg.): Europäische Mentalitätsgeschichte, Stuttgart 1993.
- Elon, Amos: Bez wzajemności. Żydzi – Niemcy 1743–1933, Warszawa 2010.
- Enzensberger, Hans Magnus: Ach Europa! Frankfurt am Main 1987.
- Enzensberger, Hans Magnus (Hg.): Ludwig Börne und Heinrich Heine, ein deutsches Zerwürfnis, Nördlingen 1986.
- Estermann, Alfred, Galley, Eberhard: Heine im Urteil der Zeitgenossen, 2 Bde, Hamburg 1981–1985.
- Feuchtwanger, Lion: Heinrich Heines „Rabbi von Bacharach“. Eine kritische Studie, München 1906.

- Funkenstein, Amos: Jüdische Geschichte und ihre Deutungen, Frankfurt am Main 1995.
- Geiger, Ludwig: Die deutsche Literatur und die Juden, Berlin 1910.
- Geißler, Rolf: Heines Napoleon als Herausforderung unseres Denkens, in: Heine-Jahrbuch, 29. Jg., 1990, S. 92–109.
- Goltschnigg, Dietmar, Steinecke, Hartmut (Red.): Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare, Berlin 2006.
- Gössmann, Wilhelm (Hg.): Geständnisse. Heine im Bewußtsein heutiger Autoren, Düsseldorf 1972.
- Grab, Walter: Heinrich Heine als politischer Dichter, Frankfurt am Main 1992.
- Gronaub, Dietrich: „Nichts als ein Dichter“, Heinrich Heine, München 1997.
- Hädecke, Wolfgang: Heinrich Heine. Eine Biographie. Reinbek bei Hamburg 1989.
- Hamburger, Käte: Heine und das Judentum, Stuttgart 1982.
- Hansen, Volker: Thomas Manns Heine-Rezeption, Hamburg 1975.
- Hauschild, Christoph, Werner, Michael: Heinrich Heine. „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“, Berlin 1999.
- Hauschild, Jan-Christoph: Essen und Trinken mit Heinrich Heine. Mit neun Heinrich-Heine-Creationen von Maitre Jean-Claude-Bourgueil, München 1997.
- Hauschild, Jan-Christoph: Heinrich Heine. Frivole Gedichte, Köln 1997.
- Hauschild, Jan-Christoph: Professor Heine? Von den Lockungen einer akademischen Karriere, in: Gössmann, Wilhelm / Windfuhr, Manfred (Hg.): Heinrich Heine im Spannungsfeld von Literatur und Wissenschaft. Symposium anlässlich der Benennung der Universität Düsseldorf nach Heinrich Heine, Hagen 1990, S. 41–53.
- Heine, Heinrich: Die Prosa nimmt mich in ihre weiten Arme. Verrisse und Visionen von Heinrich Heine ausgewählt und kommentiert von Dolf Oehler, München 1997.
- Heine, Heinrich: Heinrich Heine und die Zeitgenossen. Geschichtliche und literarische Befunde, Berlin und Weimar 1979.
- Heine, Heinrich: Über Polen (Erstdruck in „Der Gesellschafter“ oder „Blätter für Herz und Geist“, Berlin, 7. Jg., Januar 1823), vollständige

- Neuausgabe mit einer Biographie des Autors. Herausgegeben von Karl-Maria Guth. Berlin 2014.
- Heine, Heinrich: Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe. Hrsg. von Nationale Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin, Paris 1970f.
- Heine, Heinrich: Briefe. Erste Gesamtausgabe nach den Handschriften, Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Friedrich Hirsh, 6 Bde, Mainz 1950–1957.
- Heine, Heinrich: Werke und Briefe in zehn Bänden. Hrsg. von Hans Kaufmann, Berlin 1961–1976.
- Hermant, Jost: Judentum und deutsche Kultur. Beispiele einer schmerzhaften Symbiose. Wien 1996.
- Hermant, Jost: Mehr als ein Liberaler. Über Heinrich Heine, Frankfurt am Main 1991.
- Herrmann, Ulrich (Hg.): Volk, Nation, Vaterland, Hamburg 1996.
- Hinck, Walter: Die Wunde Deutschland. Heinrich Heines Dichtung im Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Antisemitismus, Frankfurt am Main 1990.
- Hofrichter, Laura: Heinrich Heine. Biographie seiner Dichtung, Göttingen 1966.
- Hohendahl, Peter Uwe: Heinrich Heine als politischer Schriftsteller und Intellektueller. Berlin 2008.
- Höhn, Gerhard: Heine-Handbuch, Stuttgart 2004.
- Holzhausen, Paul: Heinrich Heine und Napoleon I., Bremen 2010.
- Honsza, Norbert, Sznurkowski, Przemysław (Hg.): Identitätsdiskurs im deutsch-jüdischen Dialog, Polnische Studien zur Germanistik, Kulturwissenschaft und Linguistik, B. 7, Frankfurt am Main 2017.
- Honsza, Norbert, Sznurkowski, Przemysław (Hg.): Deutsch-jüdische Identität. Mythos und Wirklichkeit. Ein neuer Diskurs? Polnische Studien zur Germanistik, Kulturwissenschaft und Linguistik B. 5, Frankfurt am Main 2013.
- Honsza, Norbert: Zbuntowany geniusz. Heinrich Heine – biografia, Wrocław 2013.

- Hörling, Hans: Heinrich Heine im Spiegel der politischen Presse Frankreichs von 1831–1841. Ansatz zu einem Modell der qualitativen und quantitativen Rezeptionsforschung, Frankfurt am Main 1977.
- Hosfeld, Rolf: Heinrich Heine. Die Erfindung des europäischen Intellektuellen, Biographie, München 2014.
- Houben, H. H. (Hrsg.): Gespräche mit Heine, Leipzig 1948.
- Jasper, Willi: Deutsch-jüdischer Parnass. Literaturgeschichte eines Mythos, Berlin 2004.
- Kaufmann, Hans: Heinrich Heine. Geistige Entwicklung und künstlerisches Werk, Berlin 1976.
- Kircher, Hartmut: Heinrich Heine (Literatur Kompakt), herausgegeben von Guter Grimm, Marburg 2012.
- Kircher, Hartmut: Heinrich Heine und das Judentum, Bonn 1973.
- Kleinknecht, Karl Theodor (Hg.): Heine in Deutschland. Dokumente seiner Rezeption 1834–1956, Tübingen 1976.
- Koopmann, Helmut: Das Junge Deutschland. Eine Einführung, Darmstadt 1993.
- Kopelev, Lew: Ein Dichter kam vom Rhein. Heinrich Heines Leben und Leiden, Berlin 1981.
- Kortländer, Bernd: Heinrich Heine, Stuttgart 2003.
- Kreutzer, Leo: Heine und der Kommunismus, Göttingen 1970.
- Kröger, Ute: Der Streit um Heine in der deutschen Presse 1887–1914, Aachen 1989.
- Krojanker, Gustav (Hg.): Juden in der deutschen Literatur, Berlin 1922.
- Kruse, Joseph A.: Heinrich Heine, Leben Werk Wirkung, Frankfurt am Main 2005.
- Kruse, Joseph A., Werner, Michael (Hrsg.): Heine in Paris 1831–1856, Düsseldorf 1981.
- Kruse, Joseph A.: Heines Hamburger Zeit, Hamburg 1972.
- Kruse, Joseph A.: Heinrich Heine, Frankfurt am Main 2005.
- Krzywon, Ernst Josef: Heinrich Heine und Polen. Ein Beitrag zur Poetik der politischen Dichtung zwischen Romantik und Realismus, Köln, Wien 1972.

- Küppers, Markus: Heinrich Heines Arbeit am Mythos, Münster, New York 1994.
- Kurz, Paul Konrad: Künstler. Tribun. Apostel. Heinrich Heines Auffassung vom Beruf des Dichters, München 1967.
- Kuschel, Karl-Joseph: Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe, Düsseldorf 2002.
- Laube, Heinrich: Erinnerungen, Leipzig 1909.
- Liedtke, Christian (Hg.): Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung, Darmstadt 2000.
- Liedtke, Christian: Heinrich Heine in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 2010.
- Loeb, Ernst: Heinrich Heine, Weltbild und geistige Gestalt, Bonn 1975.
- Lutz, Edith: Der „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden“ und sein Mitglied H. Heine, Stuttgart, Weimar 1997.
- Marcuse, Ludwig: Heinrich Heine. Melancholiker – Streiter in Marx – Epikureer, Zürich 1977.
- Marcuse, Ludwig: Heinrich Heine in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1963.
- Massing, Paul: Zur Geschichte des politischen Antisemitismus, Frankfurt am Main 1959.
- Mattenklotz, Gerd, Scherpe, Klaus (Hg.): Demokratisch-revolutionäre Literatur in Deutschland: Vormärz, Kronberg/Taunus 1975.
- Mayer, Hans: Der Weg Heinrich Heines. Versuche, Frankfurt am Main 1998.
- Mehring, Franz: Heinrich Heine, Berlin 1986.
- Mende, Fritz: Heinrich Heine. Chronik seines Lebens und Werks, Berlin 1970.
- Milska, Anna: Henryk Heine, Warszawa 1957.
- Montanus, Henner: Der kranke Heine, Stuttgart-Weimar 1995.
- Oehlers, Dolf: Pariser Bilder I (1830–1848). Antibourgeoise Ästhetik bei Baudelaire, Daumier und Heine, Frankfurt am Main 1979.
- Oesterle, Günter: Integration und Konflikt. Die Prosa Heinrich Heines im Kontext oppositioneller Literatur der Restaurationsepoche, Stuttgart 1972.

- Pawel, Ernst: Der Dichter stirbt. Heinrich Heines letzte Jahre in Paris, Berlin 1999.
- Peters, Paul: Der „Dichterjude“. Die Geschichte einer Schmähung, Frankfurt am Main 1990.
- Preisendanz, Wolfgang: Heinrich Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge, München 1973.
- Raddatz, Fritz: Taubenherz und Geierschnabel. Heinrich Heine. Eine Biographie, Weinheim 1997.
- Reese, Walter: Zur Geschichte der sozialistischen Heine-Rezeption in Deutschland, Frankfurt am Main 1979.
- Reich-Ranicki, Marcel: Der Fall Heine, München 2000.
- Rosenthal, Ludwig: Heinrich Heine als Jude, Frankfurt am Main 1973.
- Salamander, Rachel (Red.): Die jüdische Welt von Gestern. Text- und Bildzeugnisse aus Mitteleuropa, 1860–1938, Wien 1990.
- Sammonis, Jeffre L.: Heinrich Heine, Stuttgart 1991.
- Schnell, Ralf: Heinrich Heine zur Einführung, Hamburg 1996.
- Schnierle, Herbert, Wetzels, Christoph: Heinrich Heine, Salzburg 1980.
- Schoeps, Julius: Deutsch-jüdische Symbiose oder die mißglückte Emanzipation, Berlin 1996.
- Schönfeldt, Otto (Hg.): Und alle lieben Heinrich Heine, Köln 1972.
- Schramm, Percy: Hamburger Biedermeier, Hamburg 1962.
- Schuhmann, Klaus: Rezeptionsgeschichte als Zeitgeschichte. Goethe, Schiller, Hölderlin und Heine im literaturgeschichtlichen Kontext des 20. Jahrhunderts, Leipzig 2010.
- Schütz, Hans J.: Juden in der deutschen Literatur: Eine deutsch-jüdische Literaturgeschichte im Überblick, München 1992.
- Schweikert, Alexander: Heinrich Heines Einflüsse auf die deutsche Lyrik 1830–1900, Bonn 1969.
- Selden, Camille: Heinrich Heines letzte Tage, Bodenheim 1997.
- Söhn, Gerhard: Der rheinische Europäer Heinrich Heine aus Düsseldorf, Düsseldorf 1966.
- Stauf, Renate: Der problematische Europäer. Heinrich Heine im Konflikt zwischen Nationenkritik und gesellschaftlicher Utopie, Heidelberg 1997.
- Stauf, Renate: Heinrich Heine. Gedichte und Prosa, Berlin 2010.

- Strodtmann, Adolf: Heinrich Heines Leben und Werke, Berlin 1867–69.
- Trilse-Finkelstein, Jochanan: Heinrich Heine. Gelebter Widerspruch. Eine Biographie, Berlin 2001.
- Valentin, Antonina: Henryk Heine. Warszawa 1958.
- Viktor, Walther: Marx und Heine. Tatsache und Spekulation in der Darstellung ihrer Beziehungen, Berlin 1951.
- Wadepuhl, Walter: Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke, Köln-Wien 1976.
- Wasylewski, Stanisław: Życie polskie w XIX w., Kraków 1962.
- Werner, Michael: Genius und Geldsack. Zum Problem des Schriftstellerberufs bei Heinrich Heine, Hamburg 1978.
- Wierlacher, Alois: Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in Erzähltexten von Goethe bis Grass, Stuttgart 1987.
- Wiese, Benno von: Goethe und Heine als Europäer. In: Signaturen. Zu Heinrich Heine und seinem Werk, Berlin 1976, S. 196–221.
- Wiese, Benno von: Signaturen. Studien zu Heinrich Heine und seinem Werk, Berlin 1976.
- Windfuhr, Manfred (Hg.): Heine Heinrich, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Düsseldorfer Ausgabe Bd. 1–16, Düsseldorf 1973–1997.
- Windfuhr, Manfred: Heinrich Heine. Revolution und Reflexion, Stuttgart 1969.
- Wolf, Hubert, Schopf, Wolfgang u.a.: Die Macht der Zensur. Heinrich Heine auf dem Index, Düsseldorf 1998.
- Würffel, Stefan B.: Heinrich Heine, München 1989.
- Ziegler, Edda: Heinrich Heine. Leben-Werk-Wirkung. Düsseldorf 1997.
- Żygulski, Zdzisław (Hg.): Heinrich Heine, Poezje wybrane, przeł. Stanisław Łempicki, Wrocław 1951.

Europäische Studien zur Germanistik, Kulturwissenschaft und Linguistik

Herausgegeben von Monika Wolting, Norbert Honsza und Przemyslaw Sznurkowski

- Band 1 Therese Chromik: Theorie und Praxis des Kreativen Schreibens. 2012.
- Band 2 Aleksandra E. Rduch: Max Dauthendey. Gaugin der Literatur und Vagabund der Bohème. Mit unveröffentlichten Texten aus dem Nachlass. 2013.
- Band 3 Michael Segner: Der traurige Clown. Kurt Tucholskys Weg in das Schweigen. 2013.
- Band 4 Theo Mechtenberg: Interkulturelle Empathie. Beiträge zur deutsch-polnischen Verständigung. 2013.
- Band 5 Norbert Honsza / Przemyslaw Sznurkowski (Hrsg.): Deutsch-jüdische Identität. Mythos und Wirklichkeit. Ein neuer Diskurs? 2013.
- Band 6 Bodo Heimann: Literatur und Freiheit von Lessing bis zur Gegenwart. 2014.
- Band 7 Norbert Honsza / Przemyslaw Sznurkowski (Hrsg.): Identitätsdiskurs im deutsch-jüdischen Dialog. 2017.
- Band 8 Alina Dittmann: Carl Stangen – Tourismuspionier und Schriftsteller. Der deutsche Thomas Cook. 2017.
- Band 9 Janusz Spyra: Rabbiner in der Provinz. Die Rolle des Rabbiners im Leben der jüdischen Gemeinschaft in Teschener und Troppauer Schlesien. 2018.
- Band 10 Tomasz G. Pszczółkowski: Deutschland und die Deutschen in Forschung und Lehre. Studien zur kulturwissenschaftlichen Landeskunde. 2018.
- Band 11 Therese Chromik: Leben im Wort. Dichterinnen in bedrohlicher Zeit. 2018.
- Band 12 Wojno-Owczarska, Ewa / Stamm, Ulrike (Hrsg.): Globalisierungsdiskurse in Literatur und Film des 20. und 21. Jahrhunderts. 2018.
- Band 13 Norbert Honsza: Heinrich Heine. Ein Intellektueller erobert Europa. Biographie. 2019.

www.peterlang.com

